

UC-NRLF



\$B 696 308

Werden
und Wesen
der Sprache
von
Dr. Sütterlin

Verlag von
Quelle und Meyer

4604

L. Sütterlin
Werden und Wesen der Sprache

Werden und Wesen der Sprache

von

Dr. L. Sütterlin

o. Professor an der Universität Freiburg i. B.



1 9 1 3

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Gewidmet

Karl Brugmann

in dankbarer Verehrung.

Vorwort.

Die folgenden Darlegungen wenden sich an weitere Kreise. Sie wollen diese bekannt machen mit den Grundtatsachen des Sprachlebens und sie auch soweit einführen in einige der schwebenden Fragen, daß sie womöglich selbst dazu Stellung nehmen können. Sie beschränken sich darum auf das Wesentliche, und ihre Form ist mehr die der lebendigen Rede als die einer umständlichen Druckschrift.

Angeregt hat dazu den Verfasser der Auftrag der Verwaltung des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., über diese Dinge im Winter 1912/13 einen Lehrgang abzuhalten. Nachdem er sich dazu den Stoff aber einmal im Kopf zurecht gelegt hatte, wollte er ihn auch ändern, besonders den Lesern seiner bisherigen Lehrschriften, zugänglich machen. Tatsächlich greift das hier Zusammengestellte auch weit über den Rahmen der Frankfurter Darbietung hinaus.

Heidelberg, 15. Februar 1913.

L. Sütterlin.

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| Der Ursprung der Sprache | 1 |
| Die Sprachveränderungen | 23 |
| Der Lautwandel 24. — Der Bedeutungswandel 37. — Gedankliche Angleichung 66. — Ausgleich durch Verkehr 77. | |
| Der Kampf dieser Kräfte und sein Ergebnis . | 83 |
| Zerstörung und Neuaufbau der Formen 84. — Mundart und Schriftsprache 95. — Anhang: Laut und Schrift 101. | |
| Folgerungen und Ausblicke | 118 |
| Sprachrichtigkeit 119. — Sprachschönheit 129. — Die Fremdwörter 138. — Die Zukunft der deutschen Sprache 146. — Die Weltsprache 153. | |

I.

Der Ursprung der Sprache.

Geschichtliche Vorbemerkungen. Daß wir uns heutzutage in wissenschaftlicher Weise über sprachliche Fragen unterhalten können, das verdanken wir in letzter Reihe zwei bedeutenden Männern aus der weiteren Umgebung der alten Reichsstadt Frankfurt, zwei Männern, die vor demnächst 100 Jahren — in dem Jahrzehnt der Leipziger Völkerschlacht — mit grundlegenden Veröffentlichungen hervortraten: dem in Aschaffenburg aufgewachsenen Sohne eines kurmainzischen Beamten, Franz Bopp (1791—1867), und mehr noch dem großen Hanauer Jakob Grimm (1785—1863). Sie geben uns die Mittel in die Hand Fragen zu beantworten, die sich die Menschheit gestellt, seitdem sie sich zu höherer Bildung erhob: die Fragen nach der Herkunft der Vielsprachigkeit der Menschen, nach dem Alter der verschiedenen Sprachen und nach dem Ursprung der Sprache überhaupt.

Nach dem ersten Buche Moses macht sich ja schon das auserwählte Volk in Palästina Gedanken über die Vielheit der Sprachen, und erklärt in der Geschichte vom Turmbau zu Babel diesen Mißstand durch das strafende Einschreiten Gottes gegen menschliche Überhebung.

Und etwa gleichzeitig, schon um 650 v. Chr., wollte nach Herodot (2,2) der ägyptische König Psammetich gar feststellen, welches die älteste Sprache, die Ursprache des

Menschengeschlechts gewesen sei, feststellen an zwei neugeborenen Kindern, die er, sich selbst überlassen und nur durch einen Hirten mit Nahrung versehen, in der Einsamkeit aufwachsen ließ. Nach der Überlieferung stießen diese Kinder schließlich ein Gebilde hervor, das man nach einer umfassenden Umfrage dem phrygischen Worte für „Brot“ (*βέκος*) glaubte gleichsetzen zu können. Für die Ursprache hielten daher seitdem die Ägypter das Phrygische, nicht mehr das Ägyptische, wie sie bisher getan hatten; doch setzten sie sich im Alter selbstbewußt gleich an die zweite Stelle.

Plato dagegen, der athenische Philosoph, dessen Wiege zeitlich betrachtet etwa neben Herodots Sarg gestanden haben könnte, untersucht in seinem *Kratylos* schon die Frage, ob die Wörter das Ergebnis natürlicher Entwicklung seien oder des Menschen willkürliche Erfindung, ob sie *φύσει* entstanden seien oder *ἐνθρώπῳ*.

Alle diese Lüfteleien sind aber mehr oder weniger die Ausflüsse geistreicher Einfälle und wiegen in der Geschichte der Sprachwissenschaft wenig gegenüber der Tatsache, daß damals schon die Sprachlehre es verstand, das Gesprochene in ihre Ordnung zu zwingen. Aristoteles legte dazu den Grund und zwar von der Philosophie aus, und eine Reihe scharfsinniger Geister baute darauf in den folgenden Jahrhunderten bis zum Untergang der staatlichen Selbständigkeit der griechischen Gebiete und bis zum Aufgang der Sonne Roms eben im wesentlichen dasjenige auf, was wir noch heute als die landläufige Schulgrammatik lernen. Sie traten dabei in die Fußtapfen der Philosophen: die Kenntnis des Urteils lehrte sie die Satzteile unterscheiden, die Betrachtung der Außenwelt, mit den Dingen und deren Eigenschaften und

Beziehungen, die Wortarten. So großartig diese Leistung ist, deren Früchte übrigens wohl auch nicht alle in dem griechischen Gärtlein gewachsen, sondern zum Teil wohl auch aus den älteren Kulturgebieten des Ostens herübergeholt sein mögen, so verhielt sie sich doch zur eigentlichen Sprachwissenschaft wie die Annalenschreiberei zur heutigen Geschichtsdarstellung: man stellte nur das Tatsächliche fest, ohne von dem bearbeiteten Gegenstand einen Begriff zu geben, ja ohne ihn eigentlich auch nur zu haben. Man maß die Sprache am Denken, etwa wie man eine freie Übersetzung mißt an dem Grundtext.

Und dabei blieb es im großen ganzen bis auf Bopp und Grimm.

Die Römer zogen die griechische Zwangsjacke einfach über das Lateinische, wie man noch heute das Deutsche in das Prokrustesbett des Lateinischen zwingt. Und das christliche Mittelalter, in dem ja die Philosophie vielfach schon die Magd der Theologie war, für die Grammatik also nur noch die Rolle eines Aschenbrödelns frei blieb, war noch bescheidener in seinen Ansprüchen. Platos Frage nach dem Ursprung der Sprache war für es gegenstandslos; denn als Gott dem Menschen seinen lebendigen Odem in seine Nase blies, blies er ihm auch die Sprache in seinen Mund. Das Vorhandensein der Sprache war ein Wunder, kleiner als die Schöpfung der Welt und des Menschen, und nicht größer hinwiederum als andere Wunder des Alltags, wie Essen und Trinken, Gehen und Schlafen. Die Ursprache der Menschheit aber war für diese anspruchslosen Geister natürlich das Hebräische, die Sprache der Bibel, wobei aber noch zu untersuchen bliebe, ob dies nur für die Zeit nach dem babylonischen Turmbau galt oder schon für die Unterhaltungen, die im Paradies

Gott mit Adam pflegte, Adam mit Eva und diese wieder mit der Schlange!

Das ist keine boshafte Übertreibung. Denn noch im Jahre 1781 erschien in Tübingen eine kleine, sonst noch heute wertvolle Abhandlung, deren Einleitung der Möglichkeit dieses Gesprächs zwischen Eva und der Schlange gewidmet war, Hellwags *Dissertatio physico-medica de loquela*.

Und doch stand damals, im Todesjahr Lessings, auch für die Sprachwissenschaft schon die Morgenröte des neuen Tages am Himmel. Schon 1770 hatte Herder in seiner lebhaften, wenn auch stellenweise zu langstieligen Beantwortung der von der Berliner Akademie gestellten Preisfrage nach dem Ursprung der Sprache den Gedanken der Entwicklung zur Geltung gebracht. Er lehnte den Glauben an göttliche Eingebung ab, den damals (1766) noch die Schrift eines gewissen Süßmilch ernstlich vertreten hatte, ebenso sehr aber die Ansicht, daß Tier- und Menschensprache eines seien und aus einer Quelle fließen; sondern er leitete die Sprache des Menschen ab aus der Fülle der ihm angeborenen, in der Vernunft gipfelnden Eigenschaften, vor allem dem Gefühl.

Und gleichzeitig ging uns ein Licht auf im Osten, aus dem alten Märchenlande Indien. Dort hatten Beamte der englisch-ostindischen Kompagnie — teilweise über den Umweg des Persischen — das Sanskrit kennen gelernt, die uralte heilige und darum vor Ausländern und Ungläubigen streng behütete Sprache der Hindus, die Mutter der heutigen ostindischen Mundarten, die sich zu diesen aber verhält, wie etwa das Lateinische, die römisch-katholische Kirchensprache, zu dem Neapolitanischen, dem Spanischen oder dem Nordfranzösischen. Und diesen

Beamten hatte der altertümliche, das Altgriechische noch überragende Bau auch sofort die Erkenntnis verschafft, daß dieses Sanskrit mit dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Persischen verwandt sein müsse.

Wir in Deutschland wußten davon freilich zunächst nichts; England, wo am ehesten nähere Aufklärung zu holen gewesen wäre, schloß die Kontinentalsperre ab, und nur in Paris sicherten einige Quellen, an denen wißbegierige Deutsche auch durstig schlürften, vor allem Fr. Schlegel, der in seinem 1808 in Heidelberg erschienenen Buch „von der Sprache und Weisheit der Indier“ den meisten eine neue Offenbarung brachte, darunter nicht zum mindesten den für solche Geheimnisse empfänglichen und für die junge Sprachwissenschaft überhaupt förderbaren Romantikern. Die Not der Zeit tat das ihrige dazu. Da der siegreiche Schritt des bleichen Korsen alle vaterländisch fühlenden Gemüter aus der Öffentlichkeit in ihre Studierstube scheuchte, trösteten sie sich hier über das Elend um sie herum durch Versenkung in die geschichtliche Ferne, in die deutsche Vergangenheit: des Anaben Wunderhorn, das der Frankfurter Klemens Brentano mit seinem Schwager Achim von Arnim herausgab, diese leider etwas neuzeitlich zugestuzte Sammlung alter deutscher Lieder, fällt örtlich und zeitlich zusammen mit Schlegels Weisheit der Indier; auch es wurde 1806 bis 1808 gedruckt in Heidelberg.

Jetzt konnte der helle Tag anbrechen, beleuchtet gleichzeitig von dem Doppelgestirn Bopp und Grimm.

Bopp, der mit Entbehrungen in Paris Altindisch (Sanskrit) gelernt hatte, bewies 1816 in seinem ersten Werk, dem „Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen,

persischen und germanischen Sprache“, die Verwandtschaft der heute indogermanisch genannten Sprachfamilie; und er bewies diese nicht etwa mit einigen Dutzenden ähnlich klingender fertiger Wörter, wie es noch heute kurzichtige Liebhaber dieser Dinge versuchen, auch nicht mit der schon mehr zu beachtenden Gleichheit der Zahlwörter und Verwandtschaftsnamen, die immerhin eine überlegene Kultur weiten Kreisen könnte aufgezwungen haben, sondern durch die Gleichheit des gesamten sprachlichen Baues, zunächst der Bildung des Zeitworts: von ihm wissen wir, daß ich gebe, du gibst, er gibt sich genau so wiederfinden in allen indogermanischen Sprachzweigen, ebenso ich binde, band, gebunden; und daß ähnlich das lateinische *dixi* und das ihm entsprechende griechische *ἔδειξα* genau so im Sanskrit vorliegt, wie auch das Imperfekt *ἔγραπον* und der Aorist *ἔγραπον*.

Bopp ging also ins Breite und deckte die Beziehungen bei sprachlicher Verwandtschaft auf; Grimm dagegen forschte — wenn man so sagen darf — mehr in die Länge, von oben nach unten. Er stellte die sprachlichen Verhältnisse der älteren germanischen Sprachstufen, des Gotischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, ferner des Altenglischen und des Altskandinavischen, die man alle schon vorher untersucht hatte, aber ohne richtigen Zusammenhang, in fortlaufender Beziehung dar, im Hinblick auf das Neuhochdeutsche, das er damit erhellte. Er hat dadurch aber nicht bloß die geschichtliche Sprachbetrachtung des Deutschen und damit mittelbar jeder Sprache geschaffen, sondern er hat uns auch gelehrt — und nur das geht uns hier zunächst an —, was Sprache überhaupt ist.

Er und Bopp haben viele Nachfahren gehabt, die Arbeitsgebiete beider sind jetzt ein Jahrhundert lang eifrig bis ins einzelne durchsucht, manche Tatsache neu entdeckt, manche alte Lehre genauer und richtiger gefaßt worden. Und doch macht diese ganze Arbeit zusammen nicht den wuchtigen Eindruck wie die bahnbrechenden Taten jener beiden Großen; sie ist Handwerksleistung, Massenerzeugnis gegenüber einer Erfindung. Man weiß heute viel mehr im einzelnen und wesentlich doch nichts Neues, noch nichts vor allem über die letzten Gründe der Erscheinung. Erst neuerdings scheint ein besseres Licht aufzuleuchten, das uns auch hier in das uns bisher verschlossene Dunkel führen will: die Erforschung des menschlichen Denkens, die neuere auf Versuche gegründete Psychologie, die schon an verschiedenen Hochschulen eine bequeme Arbeitsstätte gefunden hat, und die sich vor allem an den Namen eines Mannes knüpft, den die Öffentlichkeit bei seinem 80. Geburtstag vor etlichen Monaten häufig nannte, an den Mannheimer W. Wundt, den vielseitigen Vertreter der Philosophie an der Leipziger Universität.

Doch wie dem auch sei, wenn die Sprachforschung auch von der Höhe des Sehers heruntergestiegen ist in die enge Studierstube mit ihren Büchern und Handschriften, und die Nachfahren Grimms und Bopps zeitweise die wirkliche Welt der Sprache kaum einen Feiertag sahen, immerhin hat diese gesamte Forschungstätigkeit den Geisteswissenschaften ein wertvolles und wichtiges Gebiet bis auf den letzten Fleck neu erobert und gerade die Einzelarbeit uns Klarheit gebracht über die das Wesen der Sprache betreffenden Fragen, von denen wir uns hier Rechenschaft geben wollen.

Wir folgen dabei allerdings nicht den schmalen, oft verworrenen und sich kreuzenden Pfaden der Forschung, sondern vielmehr der breiten Heerstraße der Natur und der Entwicklung selbst, indem wir von der Entstehung der Sprache ausgehen, dann ihre Weiterbildung und ihr Weiterleben betrachten und uns schließlich ein Urteil erlauben über die Ergebnisse und Folgen dieser Entwicklung. Zum Vergleich, zur Nachprüfung und zur Ergänzung ziehen wir dabei manchmal die Entwicklung des Einzelmenschen heran, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Menschheit den gleichen Weg in langer Zeitspanne zurückgelegt hat, zu dem das Kind nur 1—2 Jahre braucht, da es mit seinen der Urmenscheit gleichen Fähigkeiten die Erfahrungen seiner Umgebung ausnützt und sich deren aufgehäuften Besitz damit aneignet.

Bei der Frage nach dem Ursprung der Sprache, dem unser erster Abschnitt gilt, leistet uns dieses Hilfsmittel besonders wertvolle Dienste.

Gedankliche Grundlage. Wir stoßen dabei gleich auf eine wichtige Beziehung, die der Vorzeit viel Kopfzerbrechen bereitet hat und auch der Gegenwart noch bereitet, aber nur dadurch, daß sie ihre Begriffe nicht geklärt hat: auf das zeitliche Verhältnis von Sprache und Denken. Stützt sich das Denken auf die Sprache oder die Sprache auf das Denken? Man braucht diese Frage nur aufzuwerfen, so hat nüchterne Betrachtung schon die Antwort. Es gleicht diese Frage der berühmten andern, ob das Ei früher da sei oder die Henne. Denn es kommt darauf an, was man unter Denken versteht: das einfache natürliche Erkennen, Beobachten und Schließen oder eine zusammenge setzte, tiefe gründliche Erörterung der letzten Fragen des Seins und der Zukunft. Und einem aufmerksamen

Leser wird vielleicht schon jetzt die nüchterne Tatsache eingefallen sein, daß Taubstumme trotz Mangels der Sprache ja wohl doch auch denken! Und mit Recht.

Wir stellen uns als Ausgangspunkt der Gesamtentwicklung den Menschen so vor, wie das neugeborene Kind: begabt mit den fünf gesunden Sinnen, die ihm in folgender Reihe dienlich werden: erst das Gesicht, hierauf Gefühl, dann erst Geschmack und Geruch, schließlich aber auch das Gehör, das, anfangs von geringfügiger Bedeutung, später gerade bei der Schöpfung der Laute, wie schon Herder erkennt, an die erste oder doch zweite Stelle rückt.

Zunächst spiegelt sich im Kopf des sprachlosen Menschen — Urmench und Kind — die Umwelt flächenhaft, wie in einer Photographenkammer und auf der Photographenplatte: man sieht eine wirkliche Kuh an wie ein Kuhbild, ein Gebirge wie die Vordermauer einer Häuserreihe, die Saugflasche — bei dem Kulturkind — platt wie den Mond; erst das Betasten verschafft die Empfindung der Räumlichkeit, bei der Saugflasche wie bei einem Hund. Und die andern Sinne vervollständigen das Bild im Kopf des Beschauers.

Aber er sieht doch erst nur Dinge, Gegenstände, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß sie Eigenschaften haben. Die Eigenschaften lernt ihn erst eine weitere Betrachtung kennen; zunächst die veränderlichen. Und zwar macht er diese Beobachtung zuerst nur an sich selbst: er ißt, trinkt, legt sich, fällt, macht seine weiße Haut schwarz, sieht bei einer Verletzung der Haut rotes Blut fließen und empfindet Schmerz. Dadurch gewöhnt, findet er dieselben Erscheinungen bei andern, wie sie essen, trinken, schreien, bluten, wie der Hund springt, und der-

gleichen. Er erkennt aber damit nicht nur die wechselnden Merkmale eines Gegenstandes, sondern unterscheidet im Reim schon den Träger der Erscheinung von der Erscheinung selbst, unterscheidet damit aber im wesentlichen schon — grammatisch ausgedrückt — Subjekt und Prädikat. Zuerst hatte man den Gegenstand mit seinen Merkmalen als Ganzes gefaßt — als Gesamtvorstellung („Blütenbaum“, „bellender Hund“), jetzt trennt man die Eigenschaften unbewußt von dem Gegenstand: Baum — blüht; Hund — bellt.

Verwickelter ist der nächste Fortschritt, die Erkennung der bleibenden, dauernden Eigenschaften. Zunächst ist der „schwarze Hund“ immer noch Einheit, der der „weiße Hund“ als andere Einheit gegenübersteht, so daß also beide aufgefaßt werden wie der „Ruß“ auf der einen Seite, die „Milch“ auf der andern. Erst der Vergleich hilft auch da weiter: der mit Ruß beschmutzte Arm läßt vermuten, daß der schwarze Hund ähnlich aus dem weißen entstanden sei, wie es auch zu denken gibt, wenn eine schwarze Raçe etwa hellfarbige Jungen bekommt. Die Erfahrung, daß ein junges Tier groß geworden sei, lehrt den Größenunterschied fassen zwischen einem Muttertier und seinen Sprößlingen, während die Beobachtung etwa, daß Flußwasser aussieht und schmeckt wie Regenwasser, den Fluß eben als „fließendes, bewegtes Wasser“ erkennen läßt.

Das alles vollzog sich bei dem Urmenschen in Jahren nicht nur, sondern Jahrzehnten oder Jahrhunderten. Aber damit ist immer noch nicht die Gattung getrennt von dem Einzelding.

Der schwarze Hund ist immer der schwarze Hund, auch wenn man sich bewußt ist, daß das Schwarze dem

Hund sozusagen auflebt: man trennt das Schwarze von ihm ebenso wenig ab, wie seine Beine oder seinen Schwanz. Und damit bleibt er eben etwas anderes als ein „weißer Hund“, genau so wie ein „Hund“ auch etwas anderes ist als ein „Pferd“. Armenſchen und Kinder haben viel ſchärfere Sinne als wir Erwachſenen; und gerade weil Kinder zwei für den Erwachſenen ganz gleich ausſehende braune Droſchkenpferde genau voneinander unterſcheiden, vertritt für ſie das eine, der „Hans“, auch noch eine ganz andere Gattung als das andere, der „Peter“; genau ſo haben wilde Völker Wörter für „weiße Röhre“, „braune Röhre“, „ſchwarze Röhre“, aber nicht für „Röhre“ im allgemeinen; erſt wenn ein Bauer neben Röhren auch Schafe hält und Pferde, erwächſt ihm das Bedürfniß, die einzelnen Gruppen für ſich zuſammenzuſaſſen und zu unterſcheiden als „Röhre“, „Schafe“, „Pferde“.

Dabei braucht man natürlich nicht alles über den gleichen Leiſten zu ſchlagen. Wie dem Großtädter die Häuſerreihe ebenſo geläufig iſt wie das Haus, dem Landkind dagegen umgekehrt das Einzelhaus, ſo kennt der Alpler früher das Gebirge als den Berg, der Bewohner der Ebene aber früher den Einzelhügel; darum iſt dem jungen Berliner der Harz ähnlich nur eine Menge von Kreuzbergen, wenn auch beſſerer Art, wie dem jungen Schiller jeder Bach zunächſt auch nur ein „Nedarle“ war, ein „kleiner Nedar“.

Mit dieſer Scheidung von Einzelding und Gattung iſt aber die Scheidung von Ding und dauernder Eigenſchaft innig verknüpft: erſt wenn ich von den Eigenſchaften abſehen kann, vereinigen ſich Einzeldinge zu einer Gattung, Gattungen ähnlich zu einer Obergattung. Daß auch

wir diese Scheidung nicht gründlich vornehmen, ja nicht vornehmen können, beweist die Schwierigkeit, begriffliche Bestimmungen zu liefern, zu „definieren“. Was ist das Wesen eines Tisches? Welche Eigenschaften muß ich außer acht lassen, daß alle Arten von Tischen einbezogen werden können in den Begriff, und — was noch heikler ist — welche Eigenschaften bleiben als wesentlich, die den Tisch unterscheiden von dem Stuhl oder dem niederen Schrank.

Es ist ähnlich, wie wenn Kinder Begriffe wie Kaiser, Soldat, Schußmann zusammenwerfen.

Wir wollen uns um diese Schwierigkeit nicht herumdrücken, indem wir sie einfach der Denklehre, der Logik überlassen, wir werden sehen, der Vertreter der Denklehre wird mit der Sache auch nur dadurch fertig, daß er Worte macht — es ist allgemein menschlich, daß, wo Begriffe fehlen, sich alsogleich nur Worte einstellen, daß wir also reden, wo wir nicht vermögen zu denken —; sondern wir wollen umgekehrt schon jetzt bei dieser Eigentümlichkeit verweilen, weil sie später für unsere Darstellung wieder wichtig wird, weil auf ihr der ganze Bedeutungswandel beruht.

Diese Verschiebbarkeit der Grenzen ist für die Ursprache zunächst auch sehr förderlich: der Armenisch überträgt Eigenschaften von einem Ding auf das andere in einer Weise, die dem strengen Logiker die Haare könnte zu Berge stehen lassen. Für ihn „steht“ der Baum wie wir, ohne daß er dazu so deutliche Füße hat; das Haus „liegt“ mitten im Acker wie eine Kuh im Grase, der Rauch „geht, steigt“ in die Höhe. Ebenso hat der Berg für uns einen „Fuß“, während er für den alten Römer nur „Wurzeln“ hatte (*radices montis*); der Fluß dagegen, dem wir eine

„Mündung“ zuschreiben, hatte für den Römer einen „Kopf“ und einen „Mund“ (caput und os); abgesehen von der Schwierigkeit, sich dieses Bild auszumalen, bei dem der Mund von dem Kopf meilenweit getrennt war, konnte der Lateiner auch die Mündung eines Flusses, z. B. des Rheins und des Nils, „Kopf“ nennen, so daß also in dem gewöhnlich als so logisch gepriesenen Latein der Fluß zwei „Köpfe“ haben konnte, einen oben und einen unten, wo der Mensch doch nur seine „Füße“ zu haben pflegt!

Doch gehen wir einen Schritt weiter! Wir wissen, was der Urmensch für Begriffe hatte, und wie er sie sich schuf. Sehen wir nun, wie er diese Begriffe in Worte faßt. Woher kommt jetzt die Sprache?

Entstehung der Lautgebilde. Diese entspringt einem ganz andern Teil der menschlichen Geistestätigkeit, nicht dem Bereich des Denkens, sondern dem Gebiet des Fühlens und Wollens. Gerade dieses Gebiet dürfen wir uns bei dem sprachlosen Menschen besonders reich ausgestattet denken, während es bei Erwachsenen die Erziehung, bei den Urmenschen die Gesittung sehr geschmälert hat.

Diese Seite seines Wesens treibt den Menschen zu unwillkürlichen Bewegungen, die man in der Psychologie Triebhandlungen nennt. Die einfachsten davon sind die Gebärden, sowohl des Gesichts als der Glieder: man verzieht das Gesicht bei Genuß von Saurem oder Bitterem, man schmunzelt vor Freude, man droht mit der Faust im Zorn (ursprünglich jedenfalls, um dem Gegner wirklich einen Knuff zu versetzen), und man winkt heran, wen man in seiner Nähe haben möchte. Ihrem Ursprung und ihrem Ziel nach sind das alles Ausdrucksbewegungen, also Bewegungen, mit denen man ein

geistiges Geschehnis, einen Gedanken, Wunsch, ein Gefühl, zum Ausdruck bringt. Eine besondere Art solcher Gebärden ist die Gebärdensprache, eine zweck- und gewohnheitsmäßige Verwendung der Gebärden, mit der vor allem niedrigstehende Völker beim Handel, und Stumme, aber auch unter gewissen Bedingungen sprachfähige Leute, Mönche mit dem Schweiggelübde, südländische Völker, auf größere Entfernungen ihre Gedanken zum Ausdruck bringen. Sie geht uns heute nichts an.

Eine höhere Stufe der Ausdrucksbewegungen sind die rohen Lauterzeugnisse, die man zunächst unter dem Namen „Schreie“ — sonst nennt man sie gewöhnlich „Naturlaute“ — zusammenfassen möchte. Wie die Gebärden durch andere Teile des Körpers, so entstehen sie durch Bewegung der Schreiwertzeuge. Anfänglich mag der Mensch nur solche Laute von sich gegeben haben, wie die wilden Tiere oder wilde Vögel: Laute, zu denen sie ihr Lust- oder Unlustgefühl trieb.

Dabei scheint eine Beziehung zwischen Klang und Art des Gefühls unabweisbar: die Lust äußert sich in hohen Tönen, die Unlust in tiefen. Ähnlich wirkt ja bei uns Hochstehenden und Fortgeschrittenen noch die Musik, die das Verhältnis zwischen Gefühl und Laut nur veredelt hat. Freilich ist es gewagt, noch in der heutigen Sprache solche Beziehungen im einzelnen nachzuweisen. Denn Wörter wie Liebe, süß auf der einen Seite und Zorn, Haß, hart auf der andern, mit denen besonders Nichtfachleute gern aufwarten, beweisen dem Sprachkundigen nichts, weil ihre Form jung ist und in der Zeit der „Sprachschöpfung“, soweit unser Blick überhaupt dahin rückwärts dringt, ganz anders gelautet haben. Auch ist es keine Empfehlung dieser Auffassung, daß genau

entgegengesetzte Wörter wie bitter und Liebe, Schmerz und Wert sich in den gleichen Klang teilen.

Früher leitete man die Anfänge der Sprache her entweder aus Naturlauten, wie die altgriechische Philosophenschule der Epikuräer und in neuerer Zeit Rousseau, oder aus einer Art Lautnachahmung, wie die griechischen Stoiker, später Herder in seiner schon genannten Preisarbeit. Max Müller hat beide Auffassungen unterschieden als die „Pah-pah“ und die „Wau-wau“-Theorie — Bezeichnungen, die deren Vertreter unnötig verschnipften. Die heutige psychologische Wissenschaft weist solche Anschauungen kräftig zurück, und mit einem gewissen Rechte. Jedenfalls darf man sich nicht vorstellen, als hätte der Mensch mit einer gewissen Überlegung zu dem einen oder dem andern Mittel gegriffen; die Nachahmung der Naturlaute und die Verwendung der Gefühlslaute wäre dann nur eine bestimmte Art der Spracherfindung, und diese Anschauung hat heute ebenso wenig Berechtigung mehr als der Wahn, die Sprache sei gleichzeitig mit dem Menschen durch eine Art Wunder geschaffen. Aber die Vertreter der beiden Richtungen haben doch bei der Darstellung ihrer Ansichten auf Einzelheiten hingewiesen, über die man nicht hinweggehen darf.

Die Sprache ist natürlich eine Art der Ausdrucksbewegungen, eine Art der Gebärden, die Laute erzeugt. Aber die neuere Auffassung führt von diesem Anfang nicht weiter, die Entwicklung zwischen dem von ihr behaupteten Anfang und der späteren, wenn auch noch so einfachen Lage der Dinge kümmert sie nicht. Ich meine, bei einer Ausmalung dieser Zwischenentwicklung kann man gut auf Gedanken der älteren Gelehrten zurückgreifen. Was kommt, müssen wir fragen, denn als greifbarer Erfolg

der Lautgebärden in Betracht? Wenn ein Tier flieht vor seinem Feind, stößt es in der Angst ganz bestimmte Schreie aus, wie auch ein Kind schreit vor Hunger. Wenn der Feind immer derselbe ist, verknüpft sich im Bewußtsein auch der Tiere der Klang des Schreis mit der Vorstellung des Feindes, mindestens wohl der Vorstellung dieser Gefahr. Und kann das gefährdete Tier seine Genossen nicht auf den Feind aufmerksam machen und zu Hilfe rufen wollen? Tiere leisten sich ja in solchen Fällen genau so Hilfe, wie die Menschen. Umgekehrt kann ein Freudenschrei, ganz unwillkürlich hervorgebracht, etwa bei Entdeckung einer Futtergelegenheit, in andern, zunächst bei den Jungen, die Vorstellung dieses Futters erwecken.

Und ähnlich nutzbar ist der Grundgedanke der Lautnachahmung. Der Laut „wau-wau“ erregt in dem Hörer ganz unwillkürlich ein gewisses Lust- oder Unlustgefühl, das so weit gehen kann, daß man als Triebhandlung selbst einen Laut ausstößt; bei gewisser Verfassung sogar selbst den Laut „wau“, unter andern Umständen „mä“ oder „miau“. Das gelegentliche unwillkürliche Erzeugnis kann dann aber doch etwas willkürlicher wiederholt und schließlich auch als Ausdrucksmittel für den einen Gedanken benützt werden.

Was ist nun aber grammatisch betrachtet ein solches Lauterzeugnis, Hauptwort, Beiwort, Zeitwort oder Deutewort? Wir müssen das fragen, weil man sich auch über das Altersverhältnis der einzelnen Wortarten lange gestritten hat. Jeder wird sich aber selbst sagen, daß da überhaupt noch keine dieser Wortarten vorliegt, auch nicht vorzuliegen braucht, sondern daß der Laut eben die Gesamtlage malt; höchstens ist er — in den Rahmen der

Wortarten gepreßt — ein Gefühlswort, eine Interjektion. Der Angstruf bedeutet dann zunächst „ich bin in Angst vor dem drohenden Feind“, dann „ich fliehe vor dem Feind“, „der Feind naht“, aber auch „Laßt uns fliehen vor dem Feind!“, „Seht euch vor vor dem Feind!“; nach unseren Begriffen käme er auch gleich den Wörtern „Feind“ oder „Gefahr“.

Zu dieser Nützung der guten Bestandteile von sonst veralteten Anschauungen drängt uns auch eine andere Rücksicht, die Betrachtung der Sprechenden Kinder. Ammen und voreingenommene Mütter wissen sich nicht genug zu tun in der Bewunderung des kleinen Volks und staunen über seine erfinderische Kraft beim Sprechen. Dieses und jenes Wort sollen die kleinen Lieblinge von sich aus geschaffen haben. Die gefühllose Wissenschaft glaubt davon gar nichts oder wenig. Gelegentlich mag ja ein zunächst sinnloses Lauterzeugnis des Kindes durch ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Umstände wirklich einmal in der Kinderstube einen Sinn bekommen; etwa wenn Eltern das Schmaßen ihres die Flasche trinkenden Kindes zuerst gedankenlos, dann aber mit freudigem Stolz einmal und dann öfter nachahmen, so mag der Schmaßlaut in diesem Kreise der Ausdruck werden für „Flasche, Milch, trinken“ und dergleichen; aber eine solche Ausnahme fällt doch auch noch in den Bereich der oben entwickelten Verwendung der Gefühlslaute. Sonstige Wörter oder Worte im allgemeinen erfindet das Kind nicht aus sich, sondern nur in Anknüpfung an Gehörtes. Noch immer haben gewissenhafte Beobachter als die Quelle für solche Schöpfungen die Sprache der Erwachsenen nachgewiesen oder doch mit einem Anschein von Recht vermutet; denn selbst dem sorgfältigen

Beobachter entgeht manche ältere oder entlegene Beziehung, zumal da die Nachahmung ihrem Muster oft nur sehr von ferne gleicht. Wie sollte sie also nicht der gewöhnlichen Umgebung des Kindes entgehen, die wechselt und nicht alle Eindrücke des kleinen Geschöpfes mit erleben oder so erleben kann, wie dieses. Wir haben in neuester Zeit auch eine Kinderforschung bekommen, die besonders in Amerika gepflegt wird; diese wird allmählich wohl auch in diese noch dunkeln Ecken leuchten und auch der allgemeinen Sprachforschung und der Frage nach dem Ursprung der Sprache Dienste leisten.

Doch gehen wir zurück zu unsern ursprünglichen Lautgebilden, die an sich noch kein Ding kennzeichneten, sondern die ganze Sachlage ausmalten, die also eine Gruppe von Vorstellungen, eine Gesamtvorstellung ausdrückten. Aus ihnen entwickelten sich später die Wörter, die Bezeichnungen für eine Einzelvorstellung; natürlich wieder nicht von morgens bis abends, sondern im Lauf von Jahrtausenden.

Den Gang dieser Entwicklung kann man sich anschaulich ausmalen. Man muß nur kleine Unterschiede bei diesen Urgebilden voraussetzen, in der Form und in der Bedeutung, und sich dann zwei solcher Urformen nebeneinander gestellt denken. Wenn, wie sich nach heutigen Beispielen und nach unserem heutigen Empfinden vermuten läßt, hohe Vokale nicht nur das Angenehme, sondern auch das Nahe bezeichnen, tiefe nicht nur das Unangenehme, sondern auch das Ferne, konnte ein mögliches Gebilde pi ein kleines Herdfeuer bezeichnen, pu aber ein großes, eine Feuersbrunst: pi pu hieß dann aber nicht nur „ein Feuerchen — ein Großfeuer“, sondern gab auch den Gedanken wieder „dieses Feuerchen ist eine Feuersbrunst, ein

Großfeuer, dieses Feuer ist groß“; möglicherweise ebenso pu pi „jenes Großfeuer ist ein Feuerchen, ist hübsch“.

Als Grundlage dieser ältesten Sprachversuche brauchen wir also nur Bezeichnungen für Gegenstände verschiedener Art anzunehmen, und daneben Ausdrücke für den auch noch mehr oder weniger räumlich denkbaren und wirklich so gedachten Raum, also Ausdrücke vor allem für die Entfernung „hier“ und „dort“, die ja zunächst noch an den hinweisenden Gebärden ihren Dolmetsch haben konnten: Verbindungen wie „Mann hier“ oder „Hund dort“ waren dann die ersten Anfänge des Sages. Natürlich konnte dabei viel durcheinander gehen und sich kreuzen, die erwähnten Ausdrücke pu pi vielleicht selbst zurückgehen auf früheres pa-i „Feuer hier“ und pa-u „Feuer dort“.

Wichtig ist die Herausbildung der Eigenschaftsbezeichnungen, grammatisch ausgedrückt die Entstehung des Beiworts und, was damit zusammenhängt, des Zeitworts. Man kann auch hier verschiedene Wege als wahrscheinlich ins Auge fassen, Wege, die alle ausgehen von Gegenstandsbezeichnungen oder Deutewörtern: „Hund“—„Fleisch“ („Hund“—„Speise“) kann so viel sagen als „der Hund frißt“, „Hund“ — „hier“ — „da“ so viel als „der Hund springt“; „Kind oben, unten“ = „das Kind ist heruntergefallen“.

Die dauernden unveränderlichen Eigenschaften sind schwerer zu fassen und wohl auch erst später benannt worden. Zu dem schon vorhin gegebenen Beispiel „das Feuer ist groß, das Feuer ist schön“ lassen sich noch andere fügen: „Hund — ich freue mich“ = „der Hund ist schön“, „Hund — ich habe Angst“ = „der Hund ist böse“. Alle Formen brauchen ja nicht gleich neben-

einander gestanden zu haben, sondern das eine Wort hatte diese hervorgebracht, das andere jene; man sagte also vielleicht nur: **ich** habe Hunger, **du** bist böse, **er** schläft. Eine volle Ordnung der Formen hat erst der Lauf der Jahrhunderte herausgebildet. Und teilweise ist sie ja, was die Wirklichkeit betrifft, auch heute noch nicht vorhanden. Bei einzelnen Wörtern, vor allem Zeitwörtern, erkennt das ja die Grammatik an. Mund hat bei uns keine Mehrzahl, Leute keine Einzahl mehr, und ebenso kann man ‚wimmeln‘ nicht sagen von einem Einzelwesen:

So breit und lang die Bergstraß ist,
Es wimmelt drauf — Ein Atzessift.

„Ja, welches war aber die Form dieser Urwörter?“ höre ich einen oder den andern Leser fragen. Darüber weiß man nichts; es waren eben nur „Wörter“. Jespersen, der bekannte Kopenhagener Vertreter des Englischen, hat einmal vermutet, die Urwörter seien sehr lang gewesen, sozusagen ein ganzes Liebeslied in einer Folge von Lauten, ein Jubel über eine Eroberung bei dem andern Geschlecht, wozu man noch Klagelieder über den Tod der Geliebten, Jubelgesänge über die Erlegung eines Feindes und Ähnliches stellen könnte. Möglich ist das wenigstens, wenn auch nicht wahrscheinlich, oder jedenfalls nicht allein wahrscheinlich. Denn für Kürze der ersten Wortformen spricht demgegenüber doch mehr: vor allem der Drang des raschen Augenblicks und die geistige Verfassung der anfänglichen Sprachschöpfer; aber auch der Anlaß dazu, die Vergänglichkeit der meisten Gefühle und Willensregungen.

Vielleicht denkt ein beschlagener Leser an den Begriff „Wurzeln“. Der ist aber heute abgetan, verstaubt in der Kumpelkammer, zusammen mit so manchem andern Hausrat unserer Väter, hier unserer Väter in der

Sprachwissenschaft. Tatsächlich stellte man sich früher — etwas unklar — vor, die Sprachbildung habe mit der Schöpfung von Wurzeln begonnen, oder wenigstens, die früheren Geschlechter hätten in Wurzeln geredet, und man nannte diesen Abschnitt der Entwicklung geradezu die „Wurzelzeit“, oder — mit einem gelehrteren Anstrich — „die Wurzelperiode“. Das hieß aber — wenn man diesen landwirtschaftlichen Ausdruck in den Mund nehmen darf — den Ochsen beim Schwanz aufzäumen, oder die Weltgeschichte von hinten betrachten. Dem heutigen Standpunkt erscheinen bei den verschiedenen Wortfamilien („fliegen, Flug, Flügel, Flieger“) kurze, meist einsilbige Stücke als Träger der Bedeutung, an die sich hinten, seltener vornen, Anhängsel schieben, die eben den Wortbegriff auf eine Person einschränken („Flieger“) oder ihn anderweitig näher bestimmen. Wenn man dieses leichtere Beiwerk als Ranken auffaßte, mußte man das Bleibende, Feste als Stamm oder noch besser — da aus ihm alles Leben der Wortfamilie strömte — als Wurzel bezeichnen. Diese Betrachtung ist schon sehr alt und besonders in der hebräischen Grammatik gang und gäbe, wo eine alte Regel (*radix est trilittera*) die Wurzel auf drei Konsonanten festlegt. Wenn man nun aber die Nachsilben mehr und mehr als Reste alter selbständiger Wörter erkennt (ähnlich wie unser ‚lieblos‘ deutlich aus ‚liebe = los‘ hervorgegangen ist), muß man dem Kern ganz entsprechend auch die Rolle als Wort belassen. Die scheinbaren Wurzeln sind also für das Auge des heutigen Betrachters fertige Wörter, fertig jedenfalls im Sinne der damaligen Sprache. Sicherlich haben die Kernbestandteile, die man aus unseren der Geschichte angehörenden Sprachen herauschälen will, nichts zu tun mit

den Grundbestandteilen der Ursprache, den „Urwurzeln“; denn die Kluft von Tausenden, ja vielleicht Hunderttausenden von Jahren läßt sich nicht von unserem flügelnden Verstande überbrücken; die Form der Urwurzeln ist für uns auf dem Boden der heutigen Sprachen Stehende unerreichbar.

Man hat den Begriff der Sprachwurzeln durch das heutige Chinesisch begreiflich machen wollen, eine einsilbige Sprache. Wie man heute sieht, war das ein grober gedankenloser Fehlgriff. Denn die chinesischen Wurzeln sind eben Wörter, die dem Ausdruck dienen wie andere Wörter, wenn sie auch häufig durch Zusätze näher bestimmt werden müssen, nicht erst durch die gescheiterten Sprachlehrer zugestuzte verstümmelte Stämme. Ueberdies spricht alles dafür, daß das Chinesische nicht am Anfang der Entwicklung steht, sondern umgekehrt — vergleichbar dem Englischen — am Ende, daß seine einsilbigen Wörter also aus mehrsilbigen entwickelt sind; so erklärt sich wenigstens einfach die merkwürdige Art der chinesischen Betonung, die allein sonst lautlich gleiche Wörter für ganz verschiedene Begriffe auseinanderhält, entsprechend etwa wie wir durch die Vokaldauer unterscheiden Schōß — schōß, lās — läß, rāte — Rätte, wīeder — Wīdder. Diese chinesische Tonverschiedenheit ist der letzte Rest einer früher größeren Unterscheidung, und setzt augenscheinlich alte Unterschiede in der Silbenzahl, Vokaldauer oder Ähnlichem fort.

Doch ich rede hier fortwährend von Entwicklung, und leite eben sogar einsilbige Wörter her von mehrsilbigen. Dafür bedarf es eines Beweises. Diesen Beweis geben die folgenden Darlegungen, die Schilderung des geschichtlichen Werdegangs alles Sprachlichen.

II.

Die Sprachveränderungen.

Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung der fertigen Sprache zu. Von ihr gilt, wie von allem Menschlichen, der so viel angerufene Satz des alten griechischen Philosophen Heraklit: „Alles ist im Fluß“. Wie Menschen, Tiere und Pflanzen, Staaten und Kirchen, Philosophien und politische Lehrmeinungen entstehen und vergehen, so wechselt auch das Sprachliche, die Wörter und die Sätze, nach Form und Bedeutung. Diese Erkenntnis, die man jedem, dem sie noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, nicht genug einschärfen kann, verdanken wir der Arbeit Bopps und Grimms und ihrer Nachfolger.

Daß die Sprachen nicht ewig gleich bleiben, konnte man auch schon vor Grimm sehen an den romanischen Sprachen, Französisch, Italienisch, Spanisch usw., die, auch dem wenig Scharfsinnigen offenkundig, aus dem Latein entsprungen sind, ebenso am Deutschen, wo das Neuhochdeutsche ganz anders lautet als das Mittelhochdeutsche und Althochdeutsche. Aber man war in diesen Dingen damals merkwürdig kurzichtig: man meinte wohl etwa, die eigentliche römische Welt habe durchweg nur ciceronisches Latein über ihre Lippen fließen lassen, und nur das fremde dumme Volk der Provinzen habe dieses herrliche Gebilde entstellt bei der Herübernahme; und auch beim Deutschen machte man

wohl ab und zu diesen und jenen Eingriff von Landstrichen, Gelehrten oder bösen Schulmeistern mit verantwortlich für die Abschleifung der schönen alten Formen, für die Regellosigkeit der Aussprache, für die Unsicherheit der Wort- und Satzformen: kurz, man stand dem Sprachleben gegenüber wie ein Kind dem Gange der Welt.

Tatsächlich zerfallen diese sprachlichen Änderungen in mehrere Arten: es ändert sich die Lautform (lat. decem, franz. dix; lat. novem, franz. neuf, span. nueve; ahd. niun, nhd. neun), und es ändert sich häufig auch die Bedeutung (lat. testa „Scherbe“ — franz. tête „Kopf“; mhd. kleine „niedlich“ — nhd. klein; mhd. krank „schwach“ — nhd. krank); beide aber unabhängig voneinander: bald wandelt sich der Laut, während die Bedeutung bleibt (lat. pater, franz. père, ahd. fater, nhd. Vater; lat. bos, franz. bœuf; ahd. chuo „Ruh“, nhd. Ruh), bald nur die Bedeutung, während der Laut zu bleiben scheint (so wenn wir mit Bismarck ein Schiff benennen oder mit Dietrich einen Nachschlüssel), bald — und das ist meistens der Fall — ändern sich aber beide gleichzeitig (lat. civitas „Bürgerschaft“, franz. cité, ital. città, span. ciudad; ahd. brūt „die junge Frau“, nhd. Braut).

a) Der Lautwandel.

Erst die zusammenhängende Betrachtung der Grimmschen Grammatik öffnete hier in einer Hinsicht, auf dem Gebiet der Lautung, die Augen, wenigstens bei den Fachleuten. Man merkte, wie sich im gesamten Germanischen die Konsonanten regelmäßig entsprechen: jedem niederdeutschen, engl., skandin. p 3. B. steht im Wortinnern f gegenüber (lofen — laufen; slafen — schlafen; ropen — rufen); und damit nicht genug, gehen diese germani-

sehen Konsonanten ebenso regelmäßig zurück auf immer die gleichen Konsonanten des Griechisch-Lateinischen und der übrigen indogermanischen Verwandten (zwei = lat. duo, zehn = lat. decem; ziehen = lat. dūco; zeihen = lat. dīco). Diese zweistufige Lautbeziehung zwischen Vorgermanisch, Germanisch-Niederdeutsch und Hochdeutsch, die Grimm richtig ‚Lautverschiebung‘ nannte, ist nur ein Beispiel für das gesamte Verhältnis zwischen verwandten Sprachen, nicht nur das zuerst entdeckte, sondern auch eines der glänzendsten überhaupt. Denn seine Kraft offenbarte sich erst richtig in der Folgezeit; je mehr man ihm nachging, um so klarer wurde seine Geltung: Ausnahmen, die man zuerst als nebensächlich mit in Kauf genommen hatte, entpuppten sich schließlich nur als Folgen von Sonderbedingungen und als überzeugende Bestätigungen seiner Wirkung.

Dabei merkte man schon den oder jenen Unterschied: 1) Einige Veränderungen scheinen ganz willkürlich, mehr die Folge eines Versprechens, eines Stolperns über die Laute, ähnlich der Erfahrung, die man absichtlich an schwer sprechbaren Sätzen macht und noch lieber andere machen läßt, wie Friß frißt Fische, der Rutscher pukt den Postkutschkasten; ein Spiel übrigens, daß sich auch fremde Völker leisten; 2) daneben sind aber wieder andere Wandlungen deutlich abhängig von der Nachbarschaft, so wenn wir höchstens „höchstens“ sagen neben hoch, höher, oder nächstens „nächstens“ neben nach, du sitzt „siehst“ neben er sieht, aber auch Hau=Schlüssel „Haus=Schlüssel“, Haup=Spaß „Haupt=Spaß“, Stamm=punkt „Stand=punkt“. So sagt der Franzose ja auch für lat. centum sein cent (sä), für lat. cantum aber chant, genau wie der Italiener unterscheidet zwischen cento und canto,

und der Spanier zwischen *ciento* und *canto*; alles nur deshalb, weil einmal der *k*-Laut vor einem hohen, vorderen Selbstlauter stand (lat. *centum*), das andere Mal vor einem dunkeln, weiter hinten im Mund erzeugten (*cantus*); 3) endlich wandelt sich ein Laut aber auch sozusagen ganz von selbst, ohne Einfluß der Nachbarschaft und ohne Rücksicht auf sie, wie bei dem Übergang des altdeutschen *i* in nhd. *ai* (ahd. *wit* „weit“), *ü* in *au* (*hüt* „Haut“, *brüt* „Braut“), *uo* in *ü* (*guot* „gut“, *fuor* „fuhr“), oder mhd. *ie* in *i* (*liep* „lieb“, *tier* „Tier“). Man unterscheidet darnach — mit einer späteren Bezeichnung — die letzte, dritte Art als den unbedingten (spontanen) Lautwandel von den beiden andern Arten, der nachbarlichen Wirkung (Kontaktwirkung, oder dem kombinatorischen Wandel) und der Fernwirkung (dem wegen seiner Zersplitterung sogenannten sporadischen Wandel). Die unbedingte Art wurde für die Forschung am wichtigsten.

Man ging nämlich im Lauf des letzten Jahrhunderts zunächst daran, in den Fußtapfen Bopps und J. Grimms alle derartigen Beziehungen der Lautgeschichte festzustellen, ohne daß man aber etwas Gleichwertiges, der germanischen und deutschen Lautverschiebung Gleichwertiges gefunden hätte. Nur nach einer Seite gab es einen neuen Ausblick, von seiten der Mundartforschung, der man sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eifriger widmete: dem schriftsprachlichen weit und breit entspricht in der Main- und Neckargegend beim Volk *wait* und *breet*, und ebenso dem schriftsprachlichen die Taube — der Taube mundartliches *daup* und *däp*. Ganz dasselbe Verhältnis findet man mit beinahe beängstigender Genauigkeit und so genauer Regelmäßigkeit, daß man beinahe darauf wetten könnte, in den meisten Gegenden

unseres Sprachgebiets: ja, nicht nur eine Regelmäßigkeit, die noch peinlicher ist als in der Schriftsprache, sondern auch größere Ursprünglichkeit. Denn unserem *wait* und *breot* entspricht schon im Altdeutschen *wit* und *breit*, wie im Englischen *wide* und *broad*.

Nun hatte die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Philosophie Hegels beherrscht, die alles in eiserne Gesetze zwingen wollte; seit der Mitte des Jahrhunderts aber kam die Naturwissenschaft hoch, darunter vor allem die für unser Gebiet so förderliche Lehre Darwins. „Naturwissenschaft — Naturgesetz“ war die neue Lösung. War es da ein Wunder, wenn die junge Sprachforschung, stolz und glücklich über ihre eigenen Entdeckungen, die ganz in den neuen Rahmen paßten, diesem Zuge der Zeit folgte und sich selbst eine Zeitlang für einen halben Zweig der Naturwissenschaft ansah? Darum nannte man die Regeln, die man für die Lautentsprechungen gefunden hatte, kurzweg „Lautgesetz“ und beanspruchte für sie die gleiche Geltung wie für die Naturgesetze: „die Lautgesetze wirken ausnahmslos“, das war das Feldgeschrei der 70er und 80er Jahre.

Und dieses Feldgeschrei entzündete den Krieg, einen beklagenswerten häßlichen Streit der Gelehrten, der sich schließlich doch nur um Worte drehte. Ein Naturgesetz wirkt ausnahmslos zu allen Zeiten, während ein Sprachgesetz in dem bisher üblichen Sinn nur für einen bestimmten Zeitraum gilt: nur altdeutsches *ū* wird in der Tonsilbe zu *nhd.* *au* (*ahd.* *hūs*, *nhd.* *Haus*), vielleicht auch einmal das *ū* einer andern Sprache wie altenglisch *hūs*, neuengl. *house*, nicht aber das *ū* aller Sprachen, die je bestanden haben oder je bestehen werden. — Und dann stimmten manche Fälle nicht zu dem angeblich ausnahms-

losen Gesetz: bei den älteren Sprachen, deren Stoff man nicht so vollständig beherrschte und auch nicht so sicher deuten durfte, konnte man das übersehen; bei den neueren schrien die Ausnahmen — nach dem Gefühl dieses oder jenes Forschers — doch zum Himmel!

So hatte man damals drei Schulen nebeneinander: die Junggrammatiker, die Störenfriede, die zuerst den Satz von der Ausnahmslosigkeit dieser Lautgesetze verkündigt und seine Befolgung zum obersten Grundgedanken der Forschung gemacht wissen wollten; daneben die alte Schule, die in der junggrammatischen Lehre nichts Neues sah und für sich dieselbe lautliche Genauigkeit als von jeher bei ihr geübt in Anspruch nahm, und eine dritte, eigentlich gleichmäßig gegen die beiden ersten gewandte, wenn sie den Kampf auch vornehmlich nur gegen die eine, die der Neuerer, erhob, eine dritte, sage ich, die angesichts der vielen Ausnahmen überhaupt hier jedes „Gesetz“ leugnete.

Aber eigentümlich ist, — wenn man will, ebenso erhebend wie betäubend — daß alle drei Richtungen in der Arbeit doch an demselben Strang zogen: lautliche Beziehungen decken auch die auf, denen die Lautgesetze überhaupt ein Greuel sind, oder sie erkennen doch die von andern gefundenen Gesetze dadurch an, daß sie sie für ihre Zwecke verwerten; und noch schwerer wäre es, die Altgrammatiker gar heute von den „Jungen“ zu unterscheiden, denen die Jahrzehnte freilich auch längst die Haare gebleicht haben. Kurz, die Welt der Sprachforschung ist im wesentlichen tatsächlich doch junggrammatisch geworden, und setzt die Regelmäßigkeit der Entwicklung, die Möglichkeit überall geordnete Verhältnisse aufzuspüren und aufzudecken, doch als Grundsatz

für die Arbeit voraus. Daß Schwierigkeiten bestehen, daß nicht alles glatt aufgeht, verkennt keiner der Beteiligten. Aber das ist bei der Verwicklung der Dinge nicht anders zu erwarten. Wie viele Völkerschaften, Sprachgruppen, Staatengebilde haben sich an einer Stelle abgelöst, wie viele Wanderungen, Kriege, Heiraten haben das ursprüngliche Bild verschoben, von Kulturströmungen und gelehrten Beeinflussungen gar nicht zu reden! Und da sollte, wenn der Forscher nach Tausenden, Hunderttausenden, Millionen von Jahren kommt und sein Auge in die Verworrenheit dringen läßt, alles klar sein und noch geordnet wie am ersten Tage? Eigentlich ist es eher ein Wunder, daß überhaupt noch Ordnung vorhanden ist, und daß nicht alles drunter und drüber geht. Dafür hat aber der menschliche Geist selbst schon gesorgt: er glättet und ebnet, was rauh und holperig ist, damit er selbst das Ganze leichter überschauet.

Von diesem Stand der Dinge sollte freilich die Kenntnis verbreiteter sein, als sie leider noch ist. Wer sich mit neueren Sprachen beschäftigt, mit Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, lebt in dem neuen Geist und weiß nicht anders; weniger die Kenner und Lehrer der alten Sprachen, die Altphilologen, von denen doch sehr viele — seit Buttmann — hier früher tüchtig mitgearbeitet haben; und noch weniger manchmal die Literaturforscher, die auch die sprachliche Seite bei ihrer Tätigkeit doch nicht außer acht lassen können, in dieser Hinsicht aber für ihre Aufgabe nicht immer hinreichend gerüstet sind, ganz zu geschweigen von den andern wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Berufen — wir werden von dieser mangelnden Kenntnis noch bei der Behandlung der Weltsprache reden (S. 153 ff.) — und zuletzt

auch von den Frauen, die Sprachen doch so gern und so leicht sprechen und lernen.

Doch wie ging eine solche mehr oder minder ausnahmslose Veränderung von statten? Man kann sich das ziemlich genau ausmalen.

Das Sprechen ist eine sehr verwickelte Tätigkeit. Das Gehirn arbeitet nicht nur die Gedanken aus, sondern gibt auch den Befehl ihrer Mitteilung mit Hilfe bestimmter Nerven — der Bewegungsnerven — weiter an die äußeren Sprachwerkzeuge, welche Lunge, Kehlkopf, Mund, Zunge, Lippen in sich begreifen: ein ganzes Uhrwerk von Teilen und Teilchen. Aber diese Teilchen sind nicht wie in einem Uhrwerk fest verankert, daß sie nur eine und immer dieselbe Bewegung machen können, in derselben Schwingungsweite und mit der gleichen Kraft, sondern sind größtenteils frei, in der Ausdehnung und der Richtung der Bewegung. — Und überdies macht nicht diese Bewegung an sich das Sprechen aus, sondern erst der dadurch erzeugte Schall, den die kleinste Abweichung der hervorrufenden Bewegung merklich verändert. Und man höre nur einmal aufmerksam, wie solch ein Schall klingt, unbestimmt und unfassbar; in der Muttersprache hat die Gewöhnung das Gehör abgestumpft, man spricht willenlos; aber man versetze sich einmal ganz allein in ein Chinesen-, Indianer- oder Negerdorf, oder wem vor dieser Ferne schaudert, in das Innere von Rußland, Ungarn, im Geist mit der Aufgabe, das da Gesprochene zunächst zu erfassen und nachzuahmen, ganz abgesehen vom Verstehen. Man hört anfangs nur einen quatschigen Strom, ein „Gequieze“, „Gegurgel“ oder wie die Bezeichnungen lauten, die man unverstandenen fremden Sprachen so gern beilegt.

Diese Aufgabe lösen unsere Kinder bekanntermaßen in längerem Zeitraum, mit beinahe ungeteilter Aufmerksamkeit und dank einer scharfen Gabe des Gehörs und Gesichts. Und anscheinend lösen sie sie doch auch nur annähernd, schon deshalb, weil sie ja verschiedene Vorbilder nachahmen, die Eltern, die Dienerschaft, ihre Spielgenossen. Man sieht Beispiele solcher Mischungen an Sprößlingen fremd eingewanderter Familien, die teils mehr oder minder — meistens wohl mehr — ihren Schnabel der Ortsmundart anpassen und spielend Laute erzeugen, die ihren Eltern auch nach jahrzehntelangem Aufenthalt in der Gegend nicht gelingen. Und die andere Tonhöhe, der jugendlichere Klang der kindlichen Stimme verdeckt dann leicht auch tiefere Unterschiede.

Aber auch der Erwachsene ist nicht imstande, immer die gleichen Sprachlaute zu erzeugen, auch abgesehen von Veränderungen, die das Alter an seinen Sprachwerkzeugen herbeiführt, Ausfall der Zähne, eingerostete Erkältung, Entzündung des Rachens, der Nase und dergleichen. Denn keine Bewegung, auch die einfachste nicht, kann man eigentlich genau in derselben Art wiederholen. Man mag beim Kegeln einen bestimmten Wurf 100 mal sicher ausführen, beim Tennis ebenso sicher 100 mal den Ball sicher aufgeben oder ‚einschenken‘ können, einmal gelingt der Versuch doch nebenhinaus, und schafft damit auch schon ein neues Geleise für weitere Abweichungen. So wertvoll wie die sich gleichbleibende Übung, so folgerichtig ist auch jede Abweichung. Dabei ist der Ausgangspunkt für jede solche Bewegung und ihr Zielpunkt immer ganz verschieden: in daß gelange ich zum a von d aus und schreite von ihm weiter zum s, in ganz gehe ich aus

vom g und eile zum n. Feine Ohren merken wohl auch ohne weiteres, daß man das zweite a oft gar nicht als reines a, sondern dem o angenähert spricht (daß, gänz). Man kann getrost sagen, daß sich überhaupt nie zwei Laute völlig decken, selbst wenn — das ist noch der günstigste Fall, — der gleiche Mensch die gleichen Wörter hintereinander spricht. Wer sich von einem Ausländer ein Wort in dessen Muttersprache noch einmal vorsagen läßt, hat das ja zu seiner Enttäuschung wohl schon genügend erfahren.

Kurz, man muß sich, wie erwähnt, nach dem allen eigentlich weniger wundern, daß die Sprache sich fortwährend ändert, als darüber, daß sie sich verhältnismäßig so gleich bleibt. Woher kommt das? Die Sprache ist nicht der Besitz eines einzelnen, sondern Gemeingut der ganzen Sprachgenossenschaft, an der jeder nicht nur gleichen Anteil hat, sondern auch jedem Genossen sein Recht werden läßt. Der einzelne spricht nicht nur, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sondern richtet sich unwillkürlich auch nach den Gewohnheiten der andern. Bei größeren leicht merkbaren Abweichungen tut er es vielleicht der Verständlichkeit wegen, bei kleineren ganz unbewußt, weil das Gehörte sein Inneres von selbst beeinflusst, wie man bei einzelnen Fällen ja plötzlich und unvermutet an sich selbst entdecken mag. Die Sprache des einzelnen ist ein Tröpfchen im Strom der ganzen Genossenschaft, auf den das Einzeltröpfchen ja einen gewissen Einfluß hat, der aber doch dahinflutet als Ergebnis des Einflusses aller dieser Einzeltröpfchen, der aber auch — um im Bild zu bleiben, sich der Lage der Landschaft anbequemen muß, wie die Sprache sich dem Vorbild bedeutender Männer ihres Kreises oder fremder Eroberer fügt.

Was bestimmt nun aber — wieder im Bild gesprochen — die Hauptrichtung dieses Stromes? Was ist, sprachwissenschaftlich ausgedrückt, der Anlaß z. B. unserer Lautverschiebung, was der Grund, daß das vielsilbige vollklingende Altgermanische Karls des Großen sich abgeschliffen hat zu der kurzen endungsarmen Volkssprache des Pfälzers oder Rheinländers?

Der Nichtfachmann hat dafür in der Regel leicht eine Antwort bei der Hand, mit der sich früher — eigentlich nur vor Grimm — auch der Gelehrte behelfen mußte, die er aber heute als nichtsagend beiseite läßt: die Bequemlichkeit. Es beruht diese Antwort ja auf dem Gefühl, daß einem die jetzigen eigenen Laute vertrauter sind als die der Vorzeit, die man sich ja auch gar nicht eigentlich vorstellen kann.

Nun sind manche Lautübergänge ja sicher eine Erleichterung, so wenn man Haupt=teil sagt für Hauptteil, Fe=stellung für Fest=stellung, Frang=furt für Frankfurt, Stuggart für Stuttgart. Dem trägt die Wissenschaft aber auch Rechnung. Und eine Erleichterung mag es ferner sein, wenn man Moltke sagt für Moltke, im Französischen mit einiger Bosheit Monsieur Brebis für Monsieur Grévy, das frühere Haupt der französischen Republik, und bei Fremdwörtern Balbierer für Barbierer, strapazieren für strapazieren, zumal wenn da heimische Wörter als unbewußte Unterlage des Gedächtnisses dienen wie „trotten“ bei Droschke „Droschke“ (russ. droschka), „Lampenröhre“ bei dem alten Ruf in der Zeit Napoleons III. „vive l'empereur“, oder der umgewendte Napoleon bei der Apothekerbezeichnung für die „Neapler Salbe“ (unguentum neapolitanum). Aber sollte Haus bequemer sein als hūs, weit bequemer als wīt? Ein Alesanne und ein Niederdeutscher, die noch

ihre Mundart sprechen, werden das rundweg bestreiten. Und warum wird dann älteres *loufen* „laufen“ mundartlich zu *laafe*, und älteres *geiz* „Geiß“ mundartlich zu *Geeß* oder *Gaaß*? Das wäre dann ja — vom Standpunkt des Wandels *wit* = *weit* — doch wohl unbequemer!

Dieser Ausweg der Bequemlichkeit ist also ein Holzweg, oder deutlicher gesagt, eine Sackgasse, in die man sich heutzutage nicht mehr verrennen darf.

Die Wissenschaft weist eine solche Erklärung als faule Ausrede glatt ab. Doch was sagt denn die Wissenschaft über diese Frage, über die Gründe des unbedingten Lautwandels?

Nun, darüber haben geistreiche Männer Tiefsinniges vermutet; aber eben nur vermutet!

Mischung mit einem fremden Volke geht ja wohl nie spurlos an einer Sprache vorüber, mag die Sprache des Siegers durchdringen, wie in Gallien, oder die des Besiegten, wie in England. Aber selbst diese Einwirkung hat man bis heute noch nicht sicher verfolgen können, obwohl wir dafür aus jüngerer Zeit Beispiele haben, so in Amerika, aber auch im ostelbischen Deutschland. Augenscheinlich ist hier die Entwicklung noch nicht alt genug (und ob die Zukunft hier noch greifbare Folgen zeitigen wird, ist angesichts des alles ausgleichenden, durcheinanderrüttelnden Verkehrs mehr als zweifelhaft). Wo sie aber alt ist, hat der Untergang des einverleibten Volkes und seiner Sprache der Beobachtung jede Handhabe entzogen. Wenn wenigstens Ariovist oder Arminius, Karl der Große oder doch einer der unbändigen Quikows in das Gramophon gesprochen hätten!

Sonst hat man die Kultur für diese oder jene Sprachveränderung haftbar gemacht, so z. B. für die Lautver-

schiebung. Die neu eindringenden Gedanken hätten den Geist beflügelt, sein Denken beschleunigt und im Gefolge davon auch das Sprechen.

Bei der Lautverschiebung ist ein solcher Einfluß als Anlaß an sich nicht recht verständlich, eher bei der Abschleifung der deutschen Endsilben. Und überdies müßten dann die Rheinlande, die diesen Einfluß zuerst erfahren haben, schon von Cäsars Erscheinen an, und in denen er sonst so nachhaltige, unverkennbare Spuren hinterlassen hat, stärker verschoben haben als die im Gebirge sitzenden Süddeutschen und Schweizer, was die Wirklichkeit gerade auf den Kopf stellt.

Mit wenigstens etwas größerer Wahrscheinlichkeit schreibt man die Lautverschiebung darum dem Einfluß des Gebirges zu; das Bergsteigen, meint man, und das Reden auf größere Entfernung hätten stärkere Atmung und größere Anspannung aller Sprachwerkzeuge nötig gemacht. Daraus ließe sich die Lautverschiebung zur Not schon begreifen, um so eher, als auch sonst in gebirgigen Gegenden, z. B. in Armenien, ähnliche Veränderungen auftreten.

Aber die Lautverschiebung ist doch immerhin nur ein einziger unter der großen Masse der Lautvorgänge überhaupt, denen man heute noch von keiner Seite recht bekommen kann. Und so bescheiden wir uns einstweilen vielleicht doch auch lieber noch im Nichtwissen und hoffen besseres von der Zukunft, der nach allem zu schließen viel bessere Hilfsmittel zu Gebote stehen werden für die Beobachtung der gerade hier so wichtigen Lautfeinheiten.

Freilich muß sich diese Beobachtung wohl an neuen Aufgaben versuchen. Denn die heute noch vorhandenen Anhaltspunkte für frühere Lautveränderungen sind dann wohl

verschwunden, oder zu geringfügig und belanglos für die Forschung. Dafür aber gibt es dann neue. Der nie versiegende Strom der sprachlichen Entwicklung wird sich schon durch neue Engen hindurchdrängen und über neue Abhänge hinabstürzen müssen, die sein glattes Fahrwasser schon trüben, es strudeln und aufschäumen lassen werden, daß die Gelehrsamkeit auch hier nicht auf dem Trodenen sitzen, sondern buchstäblich aus dem Vollen schöpfen wird. Auch in Zukunft bleibt alles im Fluß!

Wir Kinder des heutigen Tages können nur eines: die äußerlich uns wahrnehmbaren Vorgänge möglichst genau beobachten und vor allem in Zusammenhang bringen, daß die Übersicht leichter wird; so etwa, wenn wir den Abfall unserer Endungen hinstellen als Folge der starken, den Hauptteil der Kraft verzehrenden Betonung des Stammes und ähnliches. Wir haben dann wenigstens einen Schein, ein Körnchen von Erkenntnis, und unserer Zeit genug getan.

Diese Einheit der Auffassung fordert auch die neueste Art der Betrachtung, die Psychologie. Man hat früher gerade diese lautlichen Vorgänge etwas zu sehr von außen betrachtet, nur als Folge der Tätigkeit der sichtbaren Sprachwerkzeuge, und man sprach geradezu von dem „physiologischen“ Teil der Sprachbildung, als käme hier der Geist und das Hirn gar nicht ins Spiel. Tatsächlich ist die geistige Seite der Erscheinung mindestens ebenso wichtig als die leibliche, da diese ja von jener geleitet und geführt wird; und die Aufhellung dieser noch dunklen Mitwirkung fördert gerade da am meisten, wo man ihrer bisher ganz glaubte entraten zu können, in der Frage des unabhängigen selbständigen Lautwandels; für den nachbarlich bedingten, wissen wir, hat man wenigstens

einen lautwissenschaftlichen Fingerzeig, und die sprunghaften, aber glücklicherweise auch selteneren Fernwirkungen haben an täglichen Beispielen des Lautstolperns, des Versprechens wenigstens ein Gegenstück. Der selbständige Wandel stand bisher da in rätselhafter Vereinsamung. Die Möglichkeit, ihn in eine größere Reihe einzuordnen, gibt uns wenigstens die tröstliche Aussicht, sein Wesen später doch einmal näher begreifen zu lernen, soweit Geistiges unsern grobkörnigen Sinnen überhaupt begreifbar wird.

Heute überbrückt diese Aussicht wenigstens die Kluft, die den Lautwandel von den andern beiden sprachlichen Erscheinungen trennt, dem Bedeutungswandel und der gedanklichen Verknüpfung. Und so schreiten wir — auf dieser schwachen Brücke der Hoffnung — über die Kluft hinüber auf das ganz andersartige Gebiet der Bedeutung.

b) Der Bedeutungswandel.

Wenn der Lautwandel vom Standpunkt des heutigen Beschauers einer ertragsreichen Ackerflur gleicht, die eben ausgebreitet und vielfältig durchgearbeitet ist, so ist der Bedeutungswandel ein weiter Garten mit duftigen Blumen verschiedenster Art, aber mit labyrinthischen Gängen an abschüssigen, etwas verstecktem Gelände und mit der Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln“. Er hat darum auch die Neugier der Forscher zwar gereizt, aber ihre Aufmerksamkeit erst viel später und im ganzen weniger beschäftigt als der Lautwandel. So sehr er gerade die Fernerstehenden anzieht und selbst am Biertisch Gegenstand angeregter Unterhaltung werden kann, — dem landläufigen „Feld- und Wiesengrammatiker“ liegen seine

Fragen auch nicht so im Wege und sind nicht so mit den Händen greifbar. Für den Laut bot immer die Schrift eine Unterlage, und die im Lauf der Zeit eingetretenen Schreibunterschiede führten von selbst zu einer Vergleichung der Schreibweise, zu einer Buchstabenlehre, wie es noch bei J. Grimm zwar nicht in der Überschrift, aber im Gange der Darstellung heißt. Von dieser öden Betrachtung sagte man sich erst allmählich los und suchte in das hinter dem Buchstaben verborgene Lautgebilde einzudringen: man bestimmt womöglich den Urlaut genau nach seinem Wesen, und ebenso das aus ihm entsprossene Schlußgebilde, aber auch den Weg, der beide verbindet. Mag dies Verfahren auch manchem langweilig erscheinen, es erweckt doch den Eindruck der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit und befriedigt auch den Forscher auf diesem Gebiete durch das Bewußtsein, daß, wenn überhaupt, er gerade hier einen Einblick gewinnen könnte in das Innerste der Sprache und des menschlichen Geistes.

Bei dem Bedeutungswandel türmen sich von vornherein nur Schwierigkeiten auf, die freilich weniger in dem Kern der Sache, der Art der Aufgabe begründet sind, als in dem bisherigen Weg der Forschung und in der herkömmlichen Gewohnheit, nach dem Muster der alten Griechen und Römer in der Sprache nur Wortbiegung und Satzbau darzustellen, in neuester Zeit auch die Laute. Die Bedeutungslehre aber gehört auch heute noch ins Wörterbuch, und das ist — bildlich gesprochen — immer noch ein seltneres und teureres Werk als eine Grammatik!

Schon die Ausmalung der Schwierigkeiten, die sich der Erforschung dieser Art von Sprachwandel in den Weg stellen, hat ihren Reiz und ihren Zauber. Was ist

zunächst einmal der Ausgangspunkt der ganzen Erscheinung, die Bedeutung? Man glaubt sie bei jedem einzelnen Wort zu kennen, und kann sie doch nicht begrifflich festlegen, definieren. Was ist ein Haus, was ist wild, was ist gehen?

Bei so ziemlich jedem Wort ist die Bedeutung sozusagen ein Kreis (oder ein anderes weniger regelmäßiges Flächengebilde), von dem man nur ein Stück, meist um die Mitte herum, kennt. Man mag durch wachsende Erfahrung seinen Überblick ausdehnen, bis in die Nähe der Umfassungslinien vordringen, ganz überschaut man ihn nie, und nach der einen oder andern Seite verschwimmt doch wieder alles in blauer Luft. Ja selbst wenn man einen Teil genau gekannt hat, sozusagen durch längere Seßhaftigkeit an dieser Stelle, verliert man seine Kenntnis wieder mit dem Wechsel des Standorts; wie das leibliche Auge von einer Fläche nur einen Punkt genau erfassen kann, so auch das geistige: der Mensch sieht immer auf seiner kleinen Erde und hat von der Größe und Form der Erdbahn nur einen blassen Dunst vor sich.

Dabei sieht jeder Mensch an einer andern Stelle dieses Kreises: der eine betrachtet die Bedeutung eines Wortes nach seiner Erfahrung von dieser Seite, der andere von einer andern. Stein ist für den Arzt etwas anderes als für den Goldschmied und Edelsteinhändler, oder für den Maurer und Steinbrecher, und für den Wörterbuchschreiber wieder etwas Umfassenderes, aber im ganzen Farbloseres als für diese Berufe; grün sagt dem Gärtner nicht das Gleiche wie dem Maler, dem für grün Farbblinden weniger als dem Vollsichtigen; und ebenso denkt sich bei dem Wort Bräutigam die Braut mehr als die vielleicht alte Mutter der Braut oder ihr

Vater, oder ihr Bruder, oder selbst ihre gleichaltrige noch ledige Schwester.

Es ist aber hier jeweils der ganze Mensch beteiligt, nicht nur mit seinem Verstand, sondern mit allen den Fasern seines Gehirns und seines ganzen Leibes: vor allem auch alle Sinne und das Gefühl. Soll ich mir darum ein Haus weiß denken oder rot, einstödig oder dreistödig, in der Hauptstraße einer Großstadt oder im freien Gelände u. dgl.? einen Vater alt oder jung, mit Brille oder ohne Brille, sitzend oder stehend, mit einem Sohn oder mit drei Töchtern? Solche Kleinigkeiten unterscheiden ja allein Wörter wie speisen, essen und fressen, Gemahl — Gatte — Mann, Schloß — Palast — Haus — Hütte; Hotel — Gasthof — Gasthaus — Herberge — Penne.

Es gibt kaum Wörter, die ganz eindeutig sind; von den Farben ist das ohne weiteres klar, von Vater haben wir es eben gehört; und von den Zahlen, die sich diesem Wunschzustand noch am ehesten nähern, sind auch manche schon an den Grenzen verschwommen, nicht nur die großen wie Million, Tausend, Hundert, sondern auch die kleinen zwei, vier, sieben, wenigstens in Redensarten wie nur zwei Worte, auf zwei Augenblicke, von allen vier Winden, mit allen seinen Siebensachen. Und das ein paar nicht zwei zu sein brauchen, vielmehr 10 und 20 sein können, ist ebenso bekannt wie das andere, daß die Alltagsrede nicht nur von der „größeren“ Hälfte spricht, sondern auch davon, daß man etwas in drei Hälften teilt.

Umgekehrt decken sich aber auch kaum zwei Wörter vollständig: wenn der rein verstandesmäßige Inhalt auch einmal gleich sein mag, ist doch der Gefühlston

verschieden, wie wir es bei essen und Speisen gesehen haben und sonst noch vielfach sehen können; so wenn man von seinem Vater redet oder von seinem Alten, von einem Studenten oder Bruder Studio, vom Postboten, Briefträger oder Jünger Stephans, von einem Gymnasiasten oder Pennäler.

Ganze oder doch wenigstens halbe Wissenschaften leben ja von der Begriffspaltung und Begriffsfestsetzung, der beste Beweis für ihre Schwierigkeit und Wichtigkeit. So vor allem die Rechtswissenschaft zu ihrem größten Teil: der Gesetzgeber sucht alle denkbaren Möglichkeiten des Lebens durch Wortlinien zu scheiden bei der Fassung des gesetzlichen Wortlauts, und der Richter umgekehrt untersucht, unter welche der durch das Gesetz geschaffenen Abteilungen der einzelne Fall gehört, ob etwas „Mord“ ist oder „Totschlag“, „unlauterer Wettbewerb“ oder nicht, „Gotteslästerung“ oder mindestens „grober Unfug“. In der Philosophie ist diese begriffliche Seite zwar nicht ganz so wichtig wie in der Rechtswissenschaft; aber ihre ganze Lehre baut sich doch auf der Untersuchung und dem Wert einzelner wichtiger Begriffe auf, und die Logik, ihr dem richtigen Denken und Schließen gewidmeter Zweig, gilt ja auch dem Umfang, Inhalt und sonstigen Wesen des Begriffs. Höchstens die Mathematik leidet nicht unter dieser begrifflichen Verschommenheit des Ausdrucks, sondern erfreut sich auch hier „der reinen Formen“, ein Ziel, dem die Philosophie zustrebt, ohne es anscheinend je zu erreichen.

Man hat deshalb allen Ernstes schon des öfteren empfohlen oder es für wünschenswert erklärt, der natürlichen Sprache künstlich nachzuhelfen, und die Wörter begrifflich in feste Ordnung zu bringen: man müßte dann

ihre Bedeutung festlegen, die überschüssigen Bildungen ausmerzen, fehlende neu hervorbringen. Und wäre dann am Ende so weit wie vorher, oder vielleicht schlimmer daran!

So gut gemeint ein solcher Vorschlag auch ist, so wenig nützt er. Das hat in einem Punkte auch das deutsche Patenta mt gezeigt. Dieses verlangt — aus an sich ganz verständlichen Gründen —, daß alle bei ihm angemeldeten Erfindungen kurz und eindeutig bezeichnet seien. Das Deutsche tut es hier nicht, da Wörter wie „Immerscharf“ nicht auf ein Rasiermesser bezogen werden müssen, „Staublos“ nicht auf ein staubvertilgendes Bodenöl. Was blieb da übrig? Man nahm zunächst fremdes Sprachgut, einfach und in Zusammensetzung, das den Gegenstand notdürftig bezeichnete: Ever-ready, Autostrop. Oder man griff — in Ausschachtung eines bei rein chemischen und Arzneistoffen schon üblichen, auch nicht in jeder Hinsicht einwandfreien Verfahrens bei Ausdrücken wie Benzin, Benzol, Baselin, Baselin — zu ausländischen Endungen, in, -ine, -al, -ol, -olin und setzte diese an die verschiedensten Stämme: Brillantin, Brillantine, Erdal, Kurool, Gasolin, Glättolin. Nun aber hatte man bald die Bescherung! Eines schied sich nicht für alle. Bei einem Duzend solcher Formen kannte man sich aus, bei zwei bis drei Duzend schon weniger, bei Tausenden und Zehntausenden schon gar nicht mehr. Man weiß bei einem Namen jetzt wirklich nicht mehr, ob er ein Korsett bezeichnet oder einen Zigarrenabschneider, ein Backmehl oder einen Gummireifen, eine Nagelschere, eine Schuhwische oder ein Fiebermittel. Zumal wo die Namen so ähnlich werden wie Kurool und Kurerol, Adrenin und Adrenalin, Brillantin und Brillantol!

Darum sind schlaue Köpfe auf einen neuen Ausweg verfallen, der aber auch nicht weit führt: auf die Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben (Zgeha, Bebežo, Kawežo), die bei den Studenten schon lange in Übung ist bei Ausdrücken wie BV, DC, SC, LC, VwV, ATV, aH u. dgl. Nicht zu vergessen das BGB der Juristen.

Aber die Ila und die Delag in Ehren, seinem Zweck entspricht dieses Verfahren noch weniger: bei den chemischen Zusammensetzungen der Art, die übrigens auch nur für den engen Kreis bestimmt sind, der immer mit ihnen arbeitet, bezeichnen die einzelnen Silben, aus welchen Grundbestandteilen die Verbindung besteht; bei den neuzeitlichen Schöpfungen ist die Wahl der Buchstaben für den Außenstehenden sachlich wenigstens ganz willkürlich, der Erzeugername dagegen ganz gleichgültig; bei den mehr unpersönlichen Ausdrücken wie AEG bezeichnet der gleiche Buchstabe gar noch verschiedenes, E bald „Eisenbahn“, bald „Elektrizität“, A bald „allgemein“ bald „Augsburg“. Die Engländer sind daher — wohl aus Erfahrung — anscheinend etwas vorsichtiger: sie nehmen nur die wichtigsten Wörter der ursprünglichen Verbindung, diese dann aber ganz (Great Eastern, Great Western), oder silbenweise (Pen and Or = Peninsular and Oriental Line); nur bei wenigen die reinen Anfangsbuchstaben wie MP, MA, BA; oder sie lassen diese Bruchstücke einer großen Konfession oft nur durch die Feder fließen, nicht durch den Mund (R. A. S.; KG); auch die Franzosen sagen nur ausnahmsweise P-L-M (chemin de fer Paris—Lyon—Mediterranée). Im Deutschen findet man sich aber in dem Buchstabenmeer gar nicht mehr zurecht, und wenn es so weiter ginge, wären die Buchstaben noch schlimmer und unbequemer als Zahlen: die

Zahlen wollen wenigstens nicht soviel besagen wie die Buchstaben, die mehr zu versprechen scheinen, aber den in sie gesetzten Erwartungen keineswegs entsprechen. Die kürzeste Bezeichnung der Sache bleibt immer die Nummer (DR. 15 248), die genaueste — eben die weitläufige und meistens auch über die Maßen holperige Beschreibung in der Eingabe an die Patentbehörde. Ein Mittelweg hat natürlich Nachteile auf beiden Seiten: Kürze verträgt sich eben nicht mit Genauigkeit. Das könnte auch das kaiserliche Patentamt jetzt gelernt haben! Und bei aller Hochachtung vor der Rechtsicherheit darf man doch auch einige Rücksicht verlangen auf die Erfahrung und das Leben, gar nicht zu reden von der „Verhunzung“ und „Folterung“ unserer Muttersprache.

Selbst bei der Wahrung der vollen Sprachform hat es der gewöhnliche Mensch und Staatsbürger beim Ausdruck seiner Gedanken nicht leicht. Man fasse das nur einmal etwas ins Auge; dann wird man sehen, daß die Natur selbst hier doch die besten Wege führt, und daß jede künstliche Abkürzung schließlich doch nur ein Umweg ist.

Doch lassen wir diese mehr grellen und blendenden als wohlriechenden Blüten des wirtschaftlichen Kampfes und kehren zurück zum Alltag, zu dem Leben des gemeinen, gewöhnlichen Mannes. Wir erinnern uns, daß er von allen Wörtern und Begriffen nur einen Ausschnitt kennt, mit dem ihn seine Erfahrung vertraut gemacht hat; er kennt aber auch von der Gesamtheit der Wörter und Begriffe nur einen Bruchteil, als Schreiner mehr die Ausdrücke der Schreinerei, als Fischer die Namen der Fische und seiner Fischgeräte, als Landwirt wieder anderes; nur ein gewisser Stamm geht bei allen gleichmäßig durch,

der die Verwandtschaft, die Körperteile und die allgemeinsten Dinge des menschlichen Daseins betrifft (gehen, schlafen, essen, sterben). Den Umfang dieses Wort- und Begriffsschatzes hat man nur gefühlsmäßig geschätzt, noch nicht oder selten gezählt; darum schwankt auch das Ergebnis zwischen wenigen Hundert und mehreren Tausend für den gemeinen Mann, darunter etwa 3—500 für den gewöhnlichen Bedarf, viel mehr natürlich für den Gebildeten. Doch schätzt man meines Erinnerns den gewöhnlichen Wortschatz des Französischen auf rund 8000, den des gebildeten einzelnen Franzosen auf 2000 und den des gemeinen Staatsbürgers auf etwa 800.

Nun halte man demgegenüber die Menge der zu bezeichnenden Vorstellungen, der Dinge, ihrer Eigenschaften und gegenseitigen Verhältnisse. In vielen Fällen hilft ja eine lebhafte Einbildungskraft aus der Klemme, dadurch, daß sie Menschliches auf die leblose Natur herüberträgt. Daher spricht man ja von den „Füßen“ oder den „Beinen“ eines Tisches, Stuhles und anderer Gerätschaften, dem „Hals“ einer Flasche, den „Armen“ eines Hebels, der „Nase“ eines Berges, den „Augen“ der Kartoffeln, und schreibt „sitzen“, „stehen“ und „liegen“, „gehen“, „laufen“, „fressen“ auch vielem Unpersönlichen zu: das Haus „steht“ oder „liegt“ am Wege, Getreidehaufen „sitzen“ auf dem Felde, der Hut „sitzt“ im Nacken, das Wasser „läuft“ bergab, der Zeiger der Uhr (zunächst der Turmuhr) „geht“, ebenso aber auch jede Uhr selbst, der Ofen „frißt“ viel Kohlen. Aber auch die Tiere müssen zu diesem Zweck des Vergleichs herhalten: nicht nur der Hahn hat einen „Kamm“, sondern auch der Berg, die Tür ihre „Flügel“; die Lafette ihren „Schwanz“; und die Kugel oder der Stein „fliegen“.

Aber wo die Gewohnheit keine Amme ist, steht der Sprechende am Scheidewege. Wann „liegt“ das Haus am Wege und wann, bei wieviel Stockwerken „steht“ es? Wann „sitzen“ Säcke in einer Ecke, und wann „stehen“ sie? Wann „setzt“ man sie dahin, und wann „stellt“ man sie?

Aber auch sonst kann die Wahl schwer sein, weil man ähnlich wie der Richter nicht weiß, in welche Abteilung man einen Einzelfall einreihen soll. Wann ist etwas ein „Stock“, ein „Stab“ oder ein „Stecken“? Welcher Unterschied ist zwischen „Fag“, „Zaun“ und „Gitter“, und wann hat eine solche Einfriedigung „Stäbe“, „Stangen“ oder „Pfähle“? Was ist ein „Kahn“, ein „Boot“, ein „Schiffchen“? Wann „geht“ man nicht, sondern „läuft“, „rennt“ oder „fußelt“?

Man wird sagen, ein solcher Reichtum sei vom Übel. Zunächst ist aber gegen dieses Übel nichts zu machen! Es kann die Folge verschiedener Gebrauchsweisen sein: Vermischung der Ausdrücke zweier Berufe (der Schlosser spricht vielleicht immer von einem eisernen „Stab“, der Schreiner von einer hölzernen „Stange“) oder zweier Landschaften (nur am Niederrhein sagt man ursprünglich „Boot“, am Neckar „Schiffchen“) oder sonst einer Verschmelzung. Und man kann etwa hoffen, daß die Zukunft schon selbst den Überfluß einschränken werde, so wie heute das süddeutsche „Bube“ in der Schrift schon hat die Segel streichen müssen vor „Knabe“ und nordd. „Junge“ die sich von nun an selbst auf Tod und Leben befehlen dürfen.

Aber ist eine solche Knappheit wirklich das Erstrebenswerte? Sollen wir für „legen“, „setzen“, „stellen“ nur einen einzigen Ausdruck haben wie die Franzosen ihr

mettre? Wir sind ja oft wirklich nicht in der Lage, einen Gegenstand oder eine Verrichtung passend und allen verständlich zu benennen. Von einem Türschloß kennen wir die „Klinke“ und das „Schlüsselloch“; wie heißen aber die beiden seitlich hervorstehenden schmalen Teile, die durch Klinke und durch Schlüssel bewegt werden? Wie erklärt man dem Schlosser kurz die Notwendigkeit ihres Ersatzes oder ihrer Wiederherstellung? Hier genügt der Vorrat wieder nicht, und der gemeine Mann ist in der gleichen Not wie der patenthungrige Erfinder. Seine Bequemlichkeit drängt ihn da oft auf den gleichen Abweg: er benennt das Ding, das er selbst nicht kennt, in der Art derer, die das Ding herstellen und benennen können, er übernimmt damit meist ein Fremdwort. Leute, die vorher nie mit einem Wagen zu tun hatten, wissen von ihrem neugekauften Automobil auch nur, daß es „Räder“ hat und einen „Sitz“; für andere Teile sagen sie nach dem Vorgang der Väter dieses Verkehrsmittels, der Franzosen, Carrosserie, Chassis, für den Fahrer oder Lenker Chauffeur, auch wenn sie von dem damit Bezeichneten eine ebenso blasse Ahnung haben wie von der Bezeichnung. Unsere Jungen spielen „Schlagball“ mit einem „Schläger“ und „geben“ dabei „auf“; die Kreise, die zuerst Tennis bei uns eingeführt haben, kannten natürlich — schon als Großstädter — keinen „Schlagball“ und nannten daher den Schläger racket und das Aufgeben serve, auch in Gegenden, wo man, wie in Osterreich, sonst von Englisch wenig Kenntnis und von den Eigenheiten der englischen Aussprache keine Ahnung hat. Wer weiß auch, was beim Tennis deuce heißt, das man jetzt wohlmeinend, aber im Grunde doch etwas täppsig, mit „Einstand“ übersetzt, und wer kann es auch schreiben? Gebildete

Bekannte von mir, die jus und njus oder ähnlich sprachen, jedenfalls nicht!

Man könnte also durch Verteilung des Reichtums schon manchem an anderer Stelle herrschenden Notstand abhelfen.

Aber! Aber! Selbst wenn alles schön und vernünftig geregelt wäre, wenn jedes Ding, jeder Begriff seinen richtigen, nur ihm gehörigen Namen hätte, die menschliche Schwäche würde schon wieder dafür sorgen, daß da und dort wieder erst eine kleine, dann eine größere Unordnung einrisse.

Zunächst die Schmeichelei und die von ihr ins Garn gelockte Eitelkeit. Ein „Fräulein“ nannte man früher nur das adelige Mädchen, sowie man seine Mutter allein Frau nannte. Die bürgerlichen „Weibspersonen“, um das so kanzleimäßig auszudrücken, waren kurzweg „Weiber“ und die ledigen „Jungfern“ — „Jungfer Dortchen“ sagt Lessing —, bis man für sie aus Frankreich den Ausdruck „Demoiselle“ übernahm, den noch Goethe im ganzen 18. Jahrhundert als Briefauffchrift benutzte („an Demoiselle Oser“). Unterdessen waren aber die „Weiber“ schon lange „Frauen“ geworden — schon der darum so genannte Dichter Heinrich Frauenlob hatte diese Sitte befürwortet — und die „Fräulein“ folgten ihnen nach; der alte Goethe schreibt nur noch an Fräuleins, nicht mehr an Demoisellen. Inzwischen hatten sich die weiblichen Mitglieder des Adels zwar zur „gnädigen Frau“ und zum „gnädigen Fräulein“ befördern lassen; doch hielt diese Rangerhöhung nicht lange stand: der vor allen immer sehr höflich tuende Norddeutsche nannte bald jede sauber gekleidete Frau und mehr noch jedes bessere zumal hübsche Mädchen „gnädig“ — so regelmäÙig jetzt in

den Kaufläden —, und wir im Süden erleben es jetzt, daß diese „Gnädigen“ auch bei uns einziehen: alles, was Tanzstunde genommen hat, ist jedenfalls auch schon bei uns mehr oder weniger „gnädiges Fräulein“, und die „gnädige Frau“ hat es sogar schon weiter gebracht: sie verkehrt nicht nur in den gebildeten Kreisen, sondern auch mehr und mehr in den Geschäften, zumal den etwas besseres sein wollenden. Und dieser Tage rief ein Heidelberger Dienstmann „guten Tag, gnädige Frau“ auch der Inhaberin einer Sodabude zu, zwar noch im Scherz, aber doch mit einer gewissen Vorahnung dessen, was das angebrochene Jahrhundert hier erleben wird! Ganz ähnliches könnte man ausführen von der „Dame“, dem „Hochwohlgeborenen“, das ursprünglich auch nur dem Adel zustand, wie es Preußen rechtlich nur dem Inhaber von Orden und allen seinen Offizieren zuerkennt, ganz zu schweigen von Wien, wo jeder anständig Aussehende mit „Doktor“ angeredet wird und jeder, der ein leidliches Trinkgeld gibt, mit „Baron“!

Wie die Höflichkeit und Schmeichelei, so wirkt aber auch die Macht des Gefühls auf die Wahl der Wörter, und zwar im Sinn der Übertreibung: man „stirbt“ vor Langeweile, „plagt“ vor Lachen, „zieht einem die Haut ab“, wiederholt etwas „1000 Mal“, findet etwas „riesig klein“, oder umgekehrt redet man von einer „Handvoll“ Leute und behauptet, einer könne „nicht auf drei zählen“.

In der einen dieser Richtungen drängt aber manchmal auch das Zartgefühl, überhaupt die Scheu vor gewissen unangenehmen Vorstellungen. So redet man davon, daß man nicht mehr „da“ ist, und sagt, ein guter Freund sei nun auch „dahin“, sei „geschieden“; man

fürchtet, daß einem „etwas Menschliches begegne“; man läßt eine Frau in „guter Hoffnung“ sein oder einem „frohen Ereignis“ entgegensehen. Vor allem aber entstellt man so die Flüche, aus Rücksicht wohl auf Gott, den Teufel oder die hohe Obrigkeit und sonstige so etwas mißbilligende Menschen. Dahin gehören Tausend („Teufel“, „Donner“), Posttausend, Herr Zemine („Herr Jesus Domine“), Sapperment („Sakrament“), Sackerlot „sacre nom (de Dieu)“, verflixt („verflucht“). Die neuere Zeit hat so vorsichtig auch das zarte „Mißverständnis“ an die Stelle der alten „Lüge“ gesetzt, und beschönigend die „Eheirrung“ geschaffen.

Diese absichtlichen Ungenauigkeiten haben nun aber etwas miteinander gemein. Man merkt die Absicht und — weiß, woran man sich zu halten hat. Man nimmt den Ausdruck schließlich gar nicht mehr für bare Münze, sondern wertet ihn nach den Verhältnissen. Wenn jeder Kellner „Herr Ober“ gerufen wird, sogar der Lehrling, wird eben „Ober“ soviel wie „Kellner“, und „gnädige Frau“ geht den Weg, den der „Herr“, eigentlich die Bezeichnung des Höheren, Erhabeneren, schon lange zurückgelegt hat: sie wird zum „Weib“ überhaupt, und die Sprache muß sich für die Kreise der höheren Stände nach einem Ersatz umsehen. Der gewöhnliche Mensch ahnt gar nicht, was für kräftige Ausdrücke — nach dem Sprachgefühl einer früheren Zeit — ihm unbeanstandet durch den Mund gehen, teils gewichtige wie bei Windsbraut, nach alter mythologischer Anschauung wirklich die „Braut des Windgottes“, Frauenzimmer, das „Frauengemach“ der alten Ritterburgen, Badfisch „Fisch, zum Schwimmenlassen zu klein, zum Ausnehmen und Sieden zu groß, daher als Mittelding nur zum Baden

geeignet“, Dirne „Dienerin, Mädchen“, Gefährte „Fahrt-, Kriegsgenosse“ und ähnlich Gesinde „Weggenossenschaft“, ferner Geselle „Saalgenosse“, Elend „Ausland, Verbannung“, oder derbe wie bei Luder „Was zum Ködern“, Flegel „Dreschflegel“, häßlich „hassenswert, gehässig“, Schinden „die Haut abziehen“, gar „vollständig“, sehr „schmerzlich“, ziemlich „geziemend“, teils aber umgekehrt auch harmlose, die eine geschichtliche Verschiebung in die Höhe gebracht und geadelt hat: so bei Hochzeit „die hohe, festliche Zeit“, dichten „diktieren“, vor allem aber Beamtenbezeichnungen, wie Minister „Diener, Diener des Fürsten“, also „Handlanger“, Herzog „Heerführer“, Marschall „Schalt der Mähren, Pferdeknecht“, und kirchliche Ausdrücke wie Buße „Besserung“, Beichte „Bekentnis“, fromm „tüchtig, förderlich“. So ist Gift auch soviel wie „Gabe“, vergleichbar also dem gleichgebrauchten Trank „Tränklein“, List zunächst wenigstens „Können, Wissen, Kenntnis“.

Bei den meisten dieser Beispiele, wie überhaupt, ist der einzelne Mensch ganz unschuldig an der Umwertung, er unterliegt den Verhältnissen außer ihm oder der Schwäche seines Geistes, manchmal auch beidem zusammen.

Zunächst hat nämlich der Fortschritt der Kultur hier eine ganze Reihe von Umwertungen auf dem Gewissen. Feder hieß von Hause aus nur die Feder des Vogels, auch wenn sie zum Schreiben diente; als man im letzten Jahrhundert diese Schreibfedern aus Metall herstellte, blieb man aber bei dem Namen, und seitdem redet man von einer „Stahlfeder“ oder „Goldfeder“, in unsern Tagen auch noch mit weiterer Verschiebung von einer „Füllfeder“; ursprünglich stammt jedes Horn von einem

Ochsen, Stiere oder ähnlichen Hörnertiere; jetzt macht man die „Blashörner“, „Waldhörner“ usw. ausnahmslos aus Blech; der Gulden war eine Goldmünze, ein güldener Pfennig, woran unsere Mundartform Gilden (Gille) noch deutlicher mahnt; später prägte man ihn aus Silber und unterschied von diesem wieder ausdrücklich den „Goldgulden“; die Neuzeit aber begnügt sich mehr oder weniger auch mit „Papiergulden“. Ein „Holz“ sollte doch eigentlich von Holz sein; „Zündhölzer“ können aber auch aus Wachs bestehen, als Wachsreichhölzchen. Eine Scheibe war früher nur rund, wie die Mondscheibe, die Töpferscheibe, Drehscheibe, Wurstscheibe, vor allem aber die Bugenscheiben; jetzt setzt man in die „öden Fensterhöhlen“ überwiegend viereckige Glasstücke, „viereckige Scheiben“. Ein Buchstabe war bei unseren Vorfahren wirklich ein Stäbchen aus Buchenholz, mit einem Zeichen darauf; daher nennt man jetzt jedes Zeichen so, vor allem auch das einfach auf dem Papier stehende. Der Flaschner, der früher die so beliebten Blechflaschen anfertigte, heißt so auch heute noch, wo er sich doch mit ganz anderen Blecharbeiten beschäftigt. Bei einer Uhr kann man eigentlich nur die herunterhängenden abgelaufenen Gewichte aufziehen, und es ist schon eine erste Ungenauigkeit, wenn man das „Aufziehen“ von der Uhr selbst sagt; gleichwohl „ziehen“ wir jetzt Uhren auch dadurch auf, daß wir an ihrer Triebfeder drehen. Auf ähnlichem Wege sind der Herzog und der Marschall zu ihren hohen Stellungen emporgewachsen.

Aber auch der tägliche Verkehr bringt Gelegenheit zur Bedeutungsverchiebung, wenn man so will, auf Grund mangelnden Verständnisses des Hörenden, aber auch infolge mangelnder Deutlichkeit des Sprechers.

Wenn zwei Bauern von dem Stand der „Frucht“ reden, können sie die Baumfrucht meinen, aber auch die Halmfrucht; da man für die Baumfrucht, die der Franzose noch *fruits*, der Engländer *fruit* nennt, aber sonst auf gut deutsch „Obst“ sagt, kann Frucht dem Getreide vorbehalten bleiben, wie es in Süddeutschland der Fall ist, wo man darum auch den „Fruchtmarkt“ und die „Fruchthalle“ hat. Diese Halmfrucht ist aber immer ein Korn; auch das kann als Name für das Getreide, und wenn man in einer Gegend wohnt, die nur eine Körnerart baut, nur für diese Art gelten, im Süden für den Roggen. Kraut dagegen, die Bezeichnung für alles Krautige, wird ebenso der Ausdruck nur für gewisse Gemüsearten, Rotkraut, Weißkraut, Sauerkraut, wofür der Norden das alte Fremdwort *Kohl* vorzieht, mit dem der Römer nur den Stengel der Pflanze bezeichnete. Ein Schneider sollte immer etwas schneiden, wie es der Haarschneider und früher auch der Steinschneider tat, aber auch der Arzt bei einem gefährlichen Eingriff mit dem Messer, wenn er „arbeitet“, operiert; heute beschränkt sich auf dieses Schneiden nur der „Zuschneider“, während dem gewöhnlichen „Schneider“ auch nähen, bügeln, kurz alles zum Kleidermachen gehörige zufällt. Der Kunde ist jemand, den man in einem Geschäfte kennt, der dessen Inhaber „kund“, „bekannt“ ist. Die Eltern, die „Älteren“, sind der Gegensatz eigentlich der „jüngeren“, richtiger jetzt der Kinder, bezeichnen also die eine Seite des Wechselverhältnisses bei den Menschen, wie das Junge die andere bezeichnet bei den Tieren, der Junge wegen seiner Beschränkung auf das männliche Geschlecht etwas einseitig bei den Menschen, der Form nach am genauesten allerdings der Jünger, der seinem älteren Lehrer nachfolgt und anhängt.

Wirken war einmal so viel als „arbeiten, herstellen“; heute „wirkt“ man nur noch Teppiche, oder man wirkt Gutes als Wohltäter oder als Beamter; gerben kommt von gar und heißt „gar machen“; man mußte darnach also auch noch Kartoffeln „gerben“ können, nicht bloß das Leder und das Fell.

Diese Beispiele zeigen deutlich, besonders die letzten, daß also der Begriff eines Wortes enger werden kann, sein Inhalt reicher, daß ihm Merkmale einverleibt werden können, auf die er früher keinen Anspruch hatte.

Aber auch der entgegengesetzte Vorgang läßt sich belegen. Ein Stück war immer erst ein Bruchstück, und „Grundstück“, im Süden noch kurzweg auch „Stück“, demgemäß nur ein Stück des Grund und Bodens; da in einem Buch aber ein solches Stück für sich abgeschlossen sein konnte, ebenso in der Musik dieses Teilstück ein mehr oder weniger einheitliches Ganze, so ist Stück jetzt auch ein Ganzes, auf dem Theater, in der Musik, aber auch bei der einfachen Erzählung. Eine Nadel, zunächst nur das Werkzeug zum Nähen, benützt man heute auch zum Stricken („Stricknadel“), um die Haare festzustechen („Haarnadel“), ganz abgesehen von der nur der Form nach noch hierherpassenden „Magnetnadel“; eine Kammer, ein Unterhaus, also eigentlich ein Raum, „tagt“ und wird „zusammengerufen“ und wieder „aufgelöst“, die linke Seite dieses Raumes besteht nicht nur aus so und soviel Mitgliedern, sondern sie kann sich auch entfernen, so daß also — rechnerisch umgesehen, hier 1 — 1 wieder 1 ergibt. Ganz so — nur in umgekehrter Richtung — war aber früher schon aus dem Chor der Sänger der „Chorraum“ geworden, in dem sie untergebracht waren; und noch weitgehender aus dem kleinen Mantel, der „kleinen Kappe“,

der Kapelle (lat. capella), erst der Teil des Gotteshauses, in dem der Mantel des heiligen Martin als Gegenstand frommer Verehrung aufbewahrt wurde, dann jeder solcher Raum, darnach die Sänger und Spieler, die hier ihren Standort hatten, und endlich jede gewöhnliche feste Gesellschaft von Spielern auf Instrumenten.

Unter den Adjektiven war fertig in alter Zeit nur so viel als „bereit zur Fahrt“, also höchstens nach unserem Begriff „reisefertig“; heute ist man „fertig“ nicht nur in Rücksicht auf etwas Kommendes, sondern eher auf etwas Dagewesenes, mit dem man zu Ende gekommen, fertig geworden ist, und im Zusammenhang damit ist man mundartlich wieder „fertig“, wenn man nach einem solchen Abschluß nicht mehr weiter kann, erschöpft oder gar tot ist.

Und bei den Zeitwörtern bedeutete schenken nur so viel als „einschenken“, genauer, wie pompejanische Wandbilder zeigen, „aus dem Schenkel, aus der als Schlauch dienenden Schenkelhaut, eingießen“; von den Flüssigkeiten griff der Ausdruck aber auch auf Festes über, so daß man einem jetzt auch Brot, Fleisch, Kleider, Geld, sogar Aufmerksamkeit und Beachtung „schenken“ kann.

Alles dieses gilt aber nicht nur von einzelnen Wörtern, sondern auch von ganzen Redensarten: in allen Sätzen gerecht sein kann nicht nur ein guter Reiter, sondern selbst ein einseitiger Gelehrter, der niemals einen Pferderücken unter sich gehabt hat; in den Harnisch gerät, wie früher ein mittelalterlicher Ritter, so jetzt unter Umständen die zarteste Jungfrau und das alte Großmütterchen. Das meiste errät man leicht selbst bei genauerem Hinsehen, wie einem die Nase auf etwas

stoßen, wie dem Haustier, das sich schlecht aufgeführt hat; über die Schnur hauen wie der Zimmermann über seine Richtschnur; einen Dämpfer aufsetzen, wie bei dem Klavier; aus Rand und Band geraten, wie die Faßdauben. Anderes erklärt sich als Überbleibsel altertümlicher Verhältnisse: den Tisch aufheben mußte man im Mittelalter, wo man beim Beginn der Mahlzeit die Tischplatte wirklich erst auf die Gestelle legte, wie noch das französische *mettre la table* bezeugt; viel Aufhebens machte früher ein Kämpfer, der zu Beginn des Kampfes beim Aufheben seiner Waffen unnötigen, markt-schreierischen Lärm verursachte; und zum Prügelknaben gab man sich her für einen Fürstensohn, der eigentlich die Prügel verdient hatte, aber die Abtragung der Schuld gnädig einem armen Stellvertreter überließ. Und daß man an jemanden einen Narren gefressen habe, glaubte auch die angehende Neuzeit, die Zeit Seb. Brants und Wurners, noch buchstäblich, weshalb man ja auch die Narrheit durch „Narrenschnneiden“ hoffte wieder aus dem Bauch entfernen zu können.

Gerade diese Beispiele lehren uns aber wieder ein Neues: daß die Verschiebung der Bedeutung dem ganzen Begriffsgebiet gelten kann, aber auch nur einem Teile. Heute ist jeder Marschall eben ein „Marschall“, jede Buße eine „Besserung“ im kirchlichen Sinn, nicht mehr jede beliebige „Fliderei“ an Kleidern oder Schuhen, was sie früher auch sein konnte. Aber nicht jede „Feder“ ist eine Stahlfeder, nicht jedes „Horn“ von Blech, und „Steine“ im Brettspiel sind eher von Holz oder Bein. Die Verschiebung kann also eine Spaltung ergeben, so daß sich aus einem Hauptbegriff zwei und mehrere neue Unterbegriffe ergeben. Und diese Unterbegriffe leben wieder

selbständig weiter, sind also der Verschiebung wieder ebenso zugänglich wie der ihnen zugrunde liegende frühere Hauptbegriff. Und noch eines: der Hauptbegriff kann auch untergehen, wie wir es bei Marschall und Herzog, anderseits bei wirken und bei Kapelle gesehen haben; dabei kann er durch geschichtliche Ausgrabung wieder unverfehrt zutage gefördert werden, — der angenehmere Fall, — oder er kann nur durch Vermutung oder Vergleich, besonders durch Heranziehung seiner augenscheinlichen Verwandtschaft leidlich erschlossen oder erraten werden.

Bei der Begriffsspaltung klammert sich der Sinn gern an äußerliche Unterschiede, des Lautes oder der Schreibung.

Ein Lump ist eigentlich genau dasselbe wie ein Lumpen, jenes der einzahlige Nominativ, dieses die Gestalt der übrigen Fallformen, so daß also der „Lump“ dem „Lumpen“ gegenübersteht, wie der „Graf“ dem „Grafen“, der „Fürst“ dem „Fürsten“; die Einschränkung auf das persönliche Gebiet hat dem einzelnen „Lumpen“, dem „Menschenlumpen“ oder „Lumpenmenschen“, die kurze Form gerettet, in älterer Zeit noch mehr als früher — denn Goethe sagt noch „Nur die Lumpe sind bescheiden“, — der dauernde Gebrauch im sachlichen Verstande dagegen — von der Mehrzahl und den gleichlautenden Nebenformen der Einzahl aus — das *n* bei den Zeuglumpen durchgeführt; und ähnliches sehen wir bei dem Tropf von Menschen und den Wassertropfen; andere Doppelungen sind weniger scharf und dienen mehr nebensächlichen Unterscheidungen wie die zusammengehörigen Statt — Stätte (besonders in Werkstatt — Werkstätte, aber auch vorhanden in Hauptstadt — Hauptstättte), Fahrt — Fährte, Grat „Felsenspitze, nadelförmig

oder schneidensförmig“ neben „Gräte des Fisches“, Worte — Wörter, Lande — Länder, Mannen — Männer. Auch die Mundarten müssen hier manchmal wettbewerbend aushelfen, so bei hochdeutsch Waffe neben niederd. Wap-pen, eigentlich „die als Kennzeichen dienende Schild-waffe“, hd. schleifen — ndd. schleppen, hd. kneifen — ndd. kneipen. Nur das Auge, nicht mehr das Ohr hat einen Anhalt in Unterschieden der Schreibung wie bei Eltern „Vater und Mutter“ neben Altern „die Heran-gewachsenen“, oder bei Stadt (die Stadt Frankfurt) neben der Werkstatt, Wahlstatt „Stätte des Kampfes“, altdeutsch der „Wahl“, der „Niederlage“ (ahd. wal f.) oder auch bei wieder „noch einmal“ und wider „gegen“ (am Rhein und Main wedder, wedder die Wand schmeiße). Die ältere Zeit, und als ihre getreuen, aber hier manchmal blinden Stützen besonders die Lehrer, aber auch andere schulmeisterlich ängstlich und peinlich Denkende, legten Wert auf diese Spitzfindigkeiten und belasteten das Gedächtnis mit Regeln, die an der Wirklichkeit der Aussprache zuschanden wurden, und über die eine freier blickende Zukunft auch häufig hinwegge-schritten ist; nur den „Eltern“ bringen wir auch heute noch kindlich die Achtung dar, wie vor Jahrhunderten, wenigstens hier in der Schrift.

Doch Beispiele hätten wir jetzt genug, Beispiele ab-sichtlich der verschiedensten Art; auch genug der Gesichts-punkte! Wo ist aber der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht? Eben der einzige und Hauptgesichtspunkt, der uns diese „Fülle der Gesichte“ bequem übersehen, einteilen und in ihren Gründen vielleicht auch etwas begreifen läßt?

In dieser Hinsicht ist man aber lange nur mit der Stange im Nebel herumgefahren, kein gutes Zeugnis für

die Leistungsfähigkeit des sich immer so himmelstürmend gebärdenden Menschen- und Gelehrtentums. Man ist zwar aufmerksam geworden auf alle die Strömungen, die wir als lehrreich und klärend — aber doch nur als nebensächlich — angeführt haben: auf den Einfluß der fortschreitenden Sitte und Gesittung, auf die Wirkungen der überstiegenen Höflichkeit und der zaghaften Bescheidenheit, und auf das Walten der Anschauungskraft, bei dem man sogar noch einzelne Züge verdeutlichend unterstrichen hat, so die Sekung des Teils für das Ganze, wie wenn ich etwa einen Dummen nur Schafskopf nenne anstatt einfach „Schaf“ oder von dem eigenen Herd rede anstatt dem eigenen „Heim“. Man hat auch ausdrücklich auf den Zug nach unten hingewiesen, der den Inhalt der Wortbedeutung vom Guten nach dem Schlechten dränge, jeder Rose ihren Duft, jedem Bild seine Farbe nehme, hat aber auf das freilich seltenere Gegenstück keinen Wert gelegt. Ja man hat außerdem auch noch den Deutlichkeits- und den Bequemlichkeitstrieb als wichtig ins Feld geführt.

Aber von einem Deutlichkeitstrieb haben wir in den angeführten so zahlreichen Beispielen nichts gespürt, jedenfalls nichts von seinen Errungenschaften, eher vom Gegenteil, insofern nicht nur der natürlich Redende, sondern jeder Sprecher überhaupt nie dazu kommt, seine Gedanken restlos und klar in Worte zu fassen.

Da ließe sich schon eher die andere Auffassung hören, die hier dem Bequemlichkeitstrieb alles in die Schuhe schiebt, wenn man nur den „Trieb“ streicht und einfach von der Bequemlichkeit redet, eine Eigenschaft, die das Ebenbild Gottes nicht nur beim Denken, sondern auch bei andern dauernden Handlungen häufig betätigen soll.

Aber es ist mit all diesen Erklärungen, der geschichtlichen, der wertbeurteilenden, der zwecksetzenden, auch der logischen Unterscheidung in Verallgemeinerungen und Verengungen — das sei noch einmal gesagt — wie mit dem Arzt, der die Todesfälle nach den äußeren Umständen ordnen wollte: Selbstmord, Sturz infolge von Trunkenheit, Unterernährung, Überfahren und Totschlag, während ihm doch daran liegt zu wissen, ob das Herz nicht mehr mittat oder die Lunge oder das Hirn oder sonst ein Teil des Körperganzen.

Zudem sind alle diese Gesichtspunkte logisch auch sonst sehr anfechtbar: die meisten umfassen nur einen Teil des Stoffes, so die geschichtlichen; und die rein logische Scheidung (in Verallgemeinerung und Verengung), die alles umfassen könnte, ist zu allgemein, klärt also nicht genügend, vor allem nicht Fälle, wo einfach das Gefühl und die Sinne mitsprechen, wie bei hell, erst „laut“, dann „erleuchtet“, sanft, zart.

Auch bei dem Bedeutungswandel dürfen wir die Ursachen nicht außerhalb suchen, sondern im innersten Innern, im Gehirn, an der Stelle, die überhaupt nur die Bedeutung zum Bewußtsein bringt. Die Denklehre, die unerbittliche Logik, die das menschliche Denken auf seine Richtigkeit untersucht, vornehmlich in Rücksicht auf die von ihm vorgenommenen Schlußfolgerungen, ist hier nicht zuständig; sie ist, wieder vergleichsweise gesagt, das Gesetzbuch, auf dessen einzelne Abschnitte und Absätze die abzuurteilenden Taten bezogen werden. Wir brauchen aber eine Richterbank, die nach der Wurzel der Verfehlungen forscht, ihre Beweggründe entschleiert und erst darnach die Schubfächer des Gesetzbuches hinhält zur Einfügung. Diese Aufgabe löst nur die Psychologie, die

allein auch Aufschluß geben kann, wie eine Bedeutung überhaupt zustande kommt.

Wir wissen aus der früheren Darlegung (S. 9 ff) wie der Geist erst die Gegenstände erkennt, dann erst die Eigenschaften. Wir verstehen auch, daß sich beide Begriffe auf Merkmale gründen, daß ein Gegenstand vor allem nur faßbar und denkbar ist als Vereinigung verschiedener Merkmale, über die dem Betrachter die fünf Sinne, unter Umständen auch sein Gefühl Auskunft geben. Wir müssen also sehen, wie diese Teile bei einem Bedeutungswandel beteiligt sind. Da fällt auf die ganze Frage ein ganz anderes Licht oder besser gesagt, überhaupt erst Licht. Die Betrachtung wird einheitlich, das Auge des Betrachters klar und scharf.

Hier hat besonders W. Wundt den Weg gewiesen in dem ersten von der Sprache handelnden Band seiner Völkerpsychologie, mindestens für lange Zeiten.

Grundlegend für ihn ist der Unterschied, ob der Wandel von der ganzen Sprachgenossenschaft auf Grund ihrer einheitlichen Veranlagung geschaffen wird, also sozusagen in der Luft liegt, oder ob er von einem einzelnen, sagen wir geistreichen Beobachter her stammt, der so seinem Sprachfolge mit der Fahne vorausgeht.

Allgemeiner Wandel. Bei dem allgemeinen Wandel sollen vier Wirkungen mitspielen:

1. Verschiebungen auf demselben Sinnengebiet, wie bei den uns bekannten Beispielen „Fuß“ des Tisches, „Hals“ der Flasche, „Arme“ des Stuhls, „Zunge“ der Wage, „Sihen“ des Hutes, Finger„hut“, Thron„himmel“, aber auch noch eingreifender in Fällen wie „Marschall“, „Neffe“, das ursprünglich den Enkel bezeichnet, entsprechend dem ihm verwandten lat. nepos, erst in der

allerneuesten Zeit eines Bruders oder einer Schwester Kind; aber auch „Land“ je nach der Verbindung in „Land und Meer“, „Land und Stadt“, „Kunst“ je nach der Zusammenstellung mit „Natur“ oder „Wissenschaft“ („Kunst und Natur“, „Kunst und Wissenschaft“).

2. Verschiebungen von einem Sinnengebiet auf das andere, so wenn wir von „schreienden“ Farben reden, „warmen“ Tönen, einem „hellen“ (eigentlich „hallenden, schallenden“) Kleid, aber auch bei „heißer“ Begierde oder der „Angst“ (eigentlich der „Engheit“), desgleichen bei Benennung von Farben nach sie zeigenden Gegenständen wie bei orange, violett, purpur; endlich mit Übergriff in das unsinnliche Gebiet bei begreifen, eigentlich „betasten“, wahrnehmen „erblicken“, sich vorstellen „vor sich hinstellen“.

3. Neu und einleuchtend ist die dritte Wirkung, das Verhalten des Gefühls, das die verschiedensten Verschiebungen zuläßt. Am einfachsten und reinsten zeigt sich das, wenn elend „im Ausland befindlich, verbannt“ nur noch den Zustand und die Gemütsverfassung bezeichnet, in dem sich ein solcher Verbannter besonders in der alten Zeit befand; oder wenn der Einfältige den Eindruck des „Dummen“ macht, sehr, riesig, furchtbar ganz einfach verstärken, oder wenn man mit Luder, Rader, Schelm kein Stück faules Nas mehr bezeichnet, sondern einen lieben Freund und eine geschätzte Freundin, oder wenn im Süden etwa ein Vater von seinen Sprößlingen harmlos als Lausbuben redet und schimpft. Sonst spielt eine Übertragung mit von dem Ziel einer ins Auge gefaßten Handlung auf deren persönlichen Träger, und zwar in der einen Richtung bei Gunst, die eigentlich als „Begünstigung“ nur dem Günstling gilt, dann aber auch dem

Gönner zugeschrieben wird, oder bei Rat, das erst nur Vorrat bedeutet, deutlich in „Hausrat“, dann aber auch das auf diesen Vorrat gegründete Verhalten, die Verwendung, Zuratehaltung dieses Vorrats und die daraus entspringende Weisung, Empfehlung, den Ratschlag; in anderer Richtung vom Träger auf das Ziel bei Laster, da dieses eigentlich „Schmähung“ bedeutet, dann erst die diese Schmähung veranlassende oder begründende üble Handlung oder Eigenschaft; ebenso bei sicher, das seiner lateinischen Grundlage nach (*sē-cūrus* „ohne Sorge“, zu *cūra* „Sorge“) von der „Sorglosigkeit“ aus auch die diese ermöglichende äußere „Sicherstellung“ und „Sicherheit“ einschließt.

4. An vierter und letzter Stelle wirkt auf den in der Luft liegenden Bedeutungswandel der Zusammenhang der Rede, die Verwendung im Satze: wie man entwenden nur von unerlaubtem Wegtun sagt, tatsächlich von einer gewaltsamen Tätigkeit, so wird eine eigentlich harmlose „Kunst“, namens List, weil sie meist in der Gesellschaft von „arg“ auftrat als „arge List“, zur „verwerflichen Kunst“, eben der List; die „Gabe“, mit der man zumal in früherer verworrener Zeit unbehagliche Nebenmenschen aus dem Wege räumte, zur „bösen Gabe“, zum Gift, ähnlich wie bei den Franzosen der lateinische *Trank potio* zum *poison* wurde. Aus solchem, wenn auch weniger bössartigen Zusammenhang erklärt sich noch manches: die Vieldeutigkeit, die Blatt haben kann, je nachdem es ertönt bei einem Gang in der freien Natur unter herrlichen Bäumen, in der Kunsthandlung, in der Zeitungsdruckerei, oder beim Schreiner; so ist, um einmal einen Abstecher über die Westgrenze zu machen, der gute *Dienstbote*, *la bonne domestique*, zur

einfachen Bonne geworden, vor allem aber der einfache „Schritt“ (le pas) und „Punkt“ (le point) neben der eigentlichen Verneinung ne „nicht“ selbst zum Ausdruck der Verneinung, genau so wie die „Person“ (la personne): *Personne est-là?* „Ist ein Mensch da“! *Non, personne* „Nein, kein Mensch“!

Doch atmen wir einmal auf, bevor wir von diesem Gebiet der in der Luft liegenden Wandlungen übergehen zu den Mode und Gemeingut werdenden Schöpfungen einzelner Vorbilder!

Einzelwandel. Diese sind weniger vielseitig und, wie nicht anders zu erwarten, farbenprächtiger, darum auch leichter zu behalten.

Von den drei sie ausmachenden Hauptgruppen bedienen sich zwei der Eigennamen:

1) Die Namengebung, die sich auf der gedanklichen Verknüpfung einzelner Merkmale aufbaut, wie in den Fällen Bismarckarchipel, Berliner Blau, endlich Elektrizität, eigentlich „Bernsteineigentümlichkeit“ (von gr. *ἤλεκτρον* „Bernstein“, an dem man diese Bernstein-eigenheit, die „Elektrizität“, zuerst beobachtete).

2) Daneben als zweites die auf solchem Wege erfolgende Namensübertragung, wie bei dem homerischen Gelächter, dem Hanswurst, eigentlich einer Rolle im alten groblachhaften Schauspiel, deren Träger immer „Hans Wurst“ hieß, etwa wie wir ganz glücklich vom „dummen August“ reden.

3) Die dritte Reihe dieser mehr persönlichen Verschiebung bilden Erscheinungen, die man seit alter Zeit erkannt, aber nie richtig begriffen, erklärt und sprachlich und sprachkünstlerisch angeordnet hat: die Metaphern, die man von den zuerst erwähnten

Fällen des allgemeinen Bedeutungswandels („Fuß des Tisches“, „Hals der Flasche“) ebenso fernzuhalten hat, wie von den dichterischen Gleichnissen und Bildern. Denn sie sind Gesamtvorstellungen, in der sich auseinanderliegende und schwer oder eigentlich gar nicht vereinbare (disparate) Teile mischen, und zwar mit deutlichem Bewußtsein des Sprechenden, aber auch mit der Einschränkung, daß die abseits liegenden und im Augenblick herangezogenen Teile die andern dadurch ersetzen gleichartigen werden. Lebendige Beispiele dafür sind die Schimpfwörter Esel, Rind, aber auch die mehr verblaßten Ausdrücke Sturmbod oder Kran (eigentlich „Kranich“, mit langem Hals), des weiteren Verbindungen wie der Zahn der Zeit, das Auge des Gesetzes, der Schleier der Nacht, und die gerade in unsern Tagen so beliebt werdende Klinke der Gesetzgebung, geflügelte Worte, eherne Bande, die wächserne Nase, aber auch Eulen nach Athen tragen, offene Türen einrennen, was die Spaken von den Dächern pfeifen, ein Herz und eine Seele sein. So nannte schon Perikles in einer Volksversammlung den heranziehenden Peloponnesischen Krieg ahnungsvoll und schauerlich hübsch eine „Ilias von Leid“ (*Ἰλιάς κακῶν*), während Aeneas nach Vergils Ausdruck seiner mit vollen Segeln dahingleitenden „Flotte die Zügel schießen läßt“ (*immittit classi habenas*).

Soweit in Kürze und der Übersicht wegen allen Beiwerks entkleidet Wundts Darlegungen in der Frage des Bedeutungswandels. Sie klingen wie eine Offenbarung; auch wenn sich im einzelnen nicht alles halten läßt, wenn auch schon jetzt die zweifelnde Nachprüfung und noch mehr die spätere Nutzenanwendung vielleicht Änderungen

nötig macht, hat sie doch durch ihre Großartigkeit alles bisherige in Schatten gestellt und freie Bahn geschaffen für Nachfolger, die dieses bisher so vernachlässigte Gebiet brauchen kann.

Ich habe hier nach dem Gefühl meiner Leser dieses Gebiet wahrscheinlich nicht vernachlässigt, sondern bin vielleicht über Gebühr darauf verweilt. Absichtlich: es bietet so viel der Anregungen, gerade auch für weitere, geistig zugängliche Kreise, sogar viel mehr als die lautlichen Fragen, daß ich diese Ausführlichkeit glaubte wagen zu dürfen. Wer über die unvermeidlichen Einzelheiten hinwegsieht, die begrifflichen Gliederungen und die Scheidungen der Beispiele wieder vergißt, dem bleibt vielleicht doch wenigstens der Eindruck, daß es sich hier um eine große und tiefe Außerung des menschlichen Geistes handelt, die unser Verstand doch einmal meistern muß. Die Achtung vor der Hoheit dieser Leistung muß einmal übertroffen werden durch das noch höhere Gefühl des Triumphs, und des Sieges über diese Schwierigkeiten.

c) Gedankliche Angleichung.

Die Betrachtung des Bedeutungswandels hat uns die Sprache oft bei ungenügenden Leistungen ertappen lassen, besonders bei Undeutlichkeit und Ungenauigkeit. Wir werden ihr dafür aber gleich mildernde Umstände oder gar ganze Verzeihung zubilligen müssen, wenn wir ermessen, wie ungeheuer wirklich ihre Aufgabe, wie riesig schwer die Last für das Gedächtnis ist.

Der Besitzstand einer Sprache umfaßt ja nicht bloß die wenigen hundert oder tausend Ausdrücke, die das Wörterbuch zusammenstellt, sondern ein Vielfaches mehr:

jedem dieser Ausdrücke verleiht die Rede mehrere Formen der sogenannten Abwandlung (der Bach, des Baches, dem Bache, die Bäche; ich gebe, du gibst, er gibt, ich gab, ich habe gegeben), und wenn sich diese Formen auch wiederholen (der Bach — des Baches: der Tag — des Tages), so wiederholen sie sich doch höchst unregelmäßig (der Tag — den Tag: der Fürst — den Fürsten; der Tag — die Tage: der Bach — die Bäche: der Wald — die Wälder; ich lebe — du lebst — er lebt: ich gebe — du gibst — er gibt). Jeder dieser Ausdrücke verlangt auch eine andere Form der Ergänzung nicht nur in äußerlicher Hinsicht (die Erreichung des Zieles: der Gehorsam gegen das Gesetz, die Achtung vor dem Alter; ich ehre den König, ich vertraue dem König; ich gehe in die Stadt, auf das Rathaus), sondern auch in innerlicher, da jeder Begriff auf andere Verbindungen eingerichtet ist (die Gnade Gottes, des Fürsten: die Huld der Fürstin: die Gunst des Ministers; der Mensch ißt: der Hund frißt; der Wein rinnt aus dem Schlauch: das Wasser sicker aus der Felswand), und alle diese Verbindungen treten in den verschiedensten Satzformen auf, mit dieser oder jener Wortstellung, diesem oder jenem Tonfall.

Und dabei sind alle diese Möglichkeiten gar nicht gleichmäßig häufig, weder an sich, noch bei dem einzelnen Sprecher, schon weil die Betätigung der verschiedenen Menschen, ihre Anlagen, Bedürfnisse, Neigungen so sehr auseinandergehen.

Demgegenüber hat die Natur eine weise Einrichtung getroffen, die wir auch sonst als segensreich kennen, die Ordnung. Das menschliche Gehirn besorgt schon das von selbst,

was die Menschen, was die Menschlein ihm in ihren Sprachlehren und Grammatiken abgesehen haben: unbewußt, aber sicher und ruhig, mit Bliheschnelle und trotzdem kaum fehlend, folgt es in allen seinen Äußerungen einem geheimnisvollen Plan. Dieser Verknüpfung unterliegen ja alle unsere Vorstellungen und alle Teile jeder einzelnen Vorstellung; sonst könnten wir die verschiedenen Eigenschaften ja nicht zu einem Ganzen, zu einem Ding zusammenfassen, und umgekehrt, bei Nennung des Dings, uns nicht alle wieder vergegenwärtigen. Aber auf sprachlichem Gebiete zeigt sie sich besonders heilsam, und hier ist sie auch wohl am besten beobachtet, geschätzt, gepriesen und getadelt worden.

Wie das letzte, mit dem Lob und dem Tadel, gemeint sei, wird sich gleich zeigen.

Bei jedem Sprechen holt man die einzelne Form des Satzes, des Wortes und des Lautes sozusagen aus ihrem eigenen Schubfach heraus: den Wessenfall „des Tages“ z. B. aus dem Fache des Wessenfalles, wo alle derartigen anderen Wessenfälle „des Baches“, „Waldes“, aufgespeichert sind, und ich schaffe die besondere Form unwillkürlich unter dem Einfluß aller übrigen es-Formen und nach deren Muster. Alle, auch die üblichsten und ganz unzweifelhaft feststehenden Formen sind durch solche Fäden an das gesamte innere Sprachgut geknüpft.

Nun — und damit kommt das, wohin der Weg zielt — können sich diese unzähligen Fäden auch ausnahmsweise einmal verwursten; manchmal sind sie auch nicht fest genug oder in diesem oder jenem Gehirn auch noch gar nicht geknüpft, oder mangelnder Gebrauch hat sie wieder gelodert, der Zahn der Zeit sie gar ganz durchgefressen. Dann versagt wie überall so auch hier die

Leitung. Wir sehen das am deutlichsten mit freundlicher Teilnahme bei den Kindern, mit Überraschung bei dem Betrunkenen, mit gelindem Schauer bei manchen Geisteskranken, und mit Schadenfreude oder Selbsterkenntnis auch bei dem gesunden nüchternen geistreichen Nebenmenschen, selbst in den feierlichsten Augenblicken der Predigt, der Festrede und dergleichen: nämlich, wenn er sich verspricht, gadst oder steden bleibt.

Wir machen aber auch eine Erfahrung an uns selbst, wenn wir fremde Sprachen lernen: wir schaffen da unsere Formen immer nach Mustern und sind einigermaßen ärgerlich, wenn wir uns vergreifen, wenn wir im Französischen von der Nennform aller die Zukunft j'alleraï bilden anstatt j'irai.

Die unschuldigen Kindlein lehren uns hier am meisten und besten, wie wir es selbst machen, nicht nur durch die vom Standpunkt der Gesamtsprache mißlungenen Bildungen, sondern auch durch die lebendige, nimmermüde Art der Verknüpfung und Schlußfolgerung überhaupt. Kinder sagen nämlich z. B. gescheint („die Sonne hat gescheint“), und ebenso wandeln sie die meisten starken Zeitwörter schwach ab („gebracht“, „gebeißt“, „gestecht“), offenbar weil sich die gleichmäßige und größere schwache Gruppe ihnen stärker einprägt, als die zersplitterte, weniger übersichtliche und kleinere Gruppe der Starkformen, bei „gescheint“ überdies noch in Erinnerung an die Reimformen „gegrent“ und „geweint“. Desgleichen wird die Lautform der Wörter „Hand“, „Fuß“, „Arm“, „Kopf“ für die Kinderstube auch Anlaß, nicht von einem lieben Händchen, Füßchen, Armchen, Köpfchen zu sprechen, sondern von einem „Handchen“ („gib mir's Handchen“) oder „Handelchen“, von einem „Fußchen“ („Fußelchen“),

„Armchen“ („Armelchen“), „Kopfschen“ („Kopfelchen“), und zwar in allen Gegenden Deutschlands, in Frankfurt z. B. nicht mehr als — mit gewissen örtlich bedingten Abweichungen in der Form — auch in München, Dresden, Berlin und Hamburg.

Und die Mundart macht es nicht anders als die Kinderstube: nach dem Muster der Bäche, Schläge, Säle, Bälle gestattet sie sich auch umgelautetes Täge, Arme, Wägen, Krägen und Mägen, ferner Hunde und ähnliches, und zwar mit solchem Erfolg, daß auch die Schriftsprache in derartigen Fällen etwas irre wird und nicht mehr recht weiß, ob es tatsächlich Krägen heiße oder Kragen, (Fenster)-Läden oder -Laden. Ähnlich wirkt die mundartliche Vorliebe für die deutliche Mehrzahlform auf -er (Beiner, Steiner); sie ist schuld daran, daß z. B. Wörter schon üblicher ist als Worte, Länder schon üblicher als Lande, Denkmäler üblicher als Denkmale. Und die häufigen Altertümer, Weistümer und Reichtümer haben uns so an den Ausgangstümer gewöhnt, daß wir uns wundern über Platens Heiligtume, während Platen oder gar Luther umgekehrt wohl sehr den Kopf geschüttelt hätten über unsere Form Heiligtümer. Ein Mann des Mittelalters, Friedrich Rotbart z. B. oder Walther von der Vogelweide, würde sich dagegen auch wehren gegen die Formen Weiber, Kinder, Gläser, Tücher und noch mehr gegen die männlichen Gebilde dieser Art Männer, Wälder, Geister, Sträucher; denn er kannte aus dieser Ede der Grammatik nur Eier, Hühner, Kälber, Lämmer, Kinder, ferner Blätter und Reiser. In unserem gesegneten Mitteldeutschland, wo alles so gut gedeiht, finden diese Formen bekanntlich einen überaus günstigen

Boden. Neben den Kindern und Kindchen, Bübchen und Mädchen schießen nicht nur Kindcher, Bübcher und Mädcher in die Höhe, sondern auch Kinderchen, Büberchen und Mäderchen, ja sogar Kindercher, Bübercher und Mädercher. Die Endung fühlt man also nicht nur so stammhaft, daß man den Verkleinerungsausgang =chen ganz ungewöhnlicherweise hinter ihr ansetzt (Kinder = chen), sondern anderseits auch wieder so lebendig, daß man ihn — obwohl er schon davor steht — noch einmal am Ende anfügt (Kindercher): für den strengen Grammatiker eine verdammenswerte Verirrung, für den Sprachforscher ein wohlgefälliger Anlaß zu innerem Vergnügen, was ihm auch der Fernerstehende wohl nachfühlen kann, wenn noch nicht jetzt, so doch voraussichtlich nach Kenntnis des nächsten Abschnitts.

Dieselbe Erscheinung weist nun aber auch der Saßbau auf. Weil ich sagen kann Die Spitze des Helmes ist heruntergefallen, aber auch Die Spitze ist heruntergefallen von dem Helm und — äußerlich noch ähnlicher — mit veränderter Wortstellung wie die Spitze des Helmes heruntergefallen ist, wie die Spitze von dem Helm heruntergefallen ist, so sagt man auch nicht nur Die Spitze des Helmes ist wieder daraufgesteckt, sondern auch die Spitze von dem Helm ist wieder daraufgesteckt. Was also der Franzose und der Engländer schon vor langer Zeit durchgeführt haben, Ersetzung des alten Wessenfalls (*domus Caesaris*) durch die Verbindung mit einem Vorwort, das eigentlich „von-weg“ bedeutet (franz. *maison de César*, engl. *house of Cesar*), das machen jetzt die Mundarten der Schriftsprache nicht vergeblich vor. Denn schon schlei-

den sich solche Vorwortverbindungen auch in die gute Drucksprache ein: schon Wieland (an der goldnen Lehne von seinem Stuhle Ob. 1, 66) und auch Goethe haben sie sehr häufig an Stellen, wo sie ein ängstlicher, vielleicht sogar der feine Geschmack nicht antreffen möchte, und nach einem Rückschlag im Lauf des vorigen Jahrhunderts, wo die Anhänger und Meister einer guten Form, an der Spitze Platen, Geibel, G. Freytag und andere, den Ton angaben, kommt jetzt, wo die Mundart auch in dem besten Schrifttum wieder höher flutet, im Norden wie im Süden, bei Hauptmann und Sudermann wie bei G. Keller und Rosegger, diese übrigens alte und gut deutsche Verbindung wieder mehr in Schwang. Vielleicht erringt sie auch einmal die Alleinherrschaft.

Soweit hat es eine aus gleicher Wurzel entsprungene und gleiches bedeutende andere Fügung noch nicht gebracht, obwohl wir sie in der Alltagsrede fast überall häufig im Munde führen, die Fügung nämlich Dem Vater sein Hut („Dem Vater sein Hut ist staubig“). Auch sie hatte einmal in gewissen Fällen ihren guten Sinn und ihr alleiniges Recht, so in dem Satze: „Dem Vater ist sein Hut fortgeflogen“ und mit Umstellung „Wie dem Vater sein Hut fortgeflogen ist“. Hier fühlte man „dem Vater sein Hut“ als zusammengehörig, als Einheit, gleich einer Verbindung „der Hut des Vaters“, „des Vaters Hut“ und übertrug sie unbesehen in Sätze, wo die Wortstellung mindestens eine Trennung verlangt hätte („dem Vater sein Hut ist fortgeflogen“), oder wo der alte Satzbau sie gar nicht zuläßt, weil er da keinen Bemfall brauchen kann („dem Vater sein Hut ist staubig“). Man sieht, der gewöhnliche Menschenverstand weiß nichts von Worttrennung —

Sonst hätte er die beiden Teile „dem Vater“ und „sein Gut“ auseinanderreißen müssen in dem Satz „Dem Vater sein Gut ist weggeflogen“, also sagen müssen „Dem Vater ist sein Gut weggeflogen“; er kennt auch nicht die Regeln der Grammatik; wenigstens richtet er sich nicht darnach, sondern er ist der Herr und schafft vielmehr die Regeln, so wie die Berge den Flußlauf bestimmen, nicht der Flußlauf die Lage der Berge.

Man hat nun in diese Vorgänge, die Vorgänge der Angleichung, auch Ordnung zu bringen gesucht, so vor allem K. Marbe und U. Thumb.

Abgeschlossen sind die Ergebnisse aber noch nicht. Früher unterschied man etwas roh und grob zwischen Angleichung der grammatischen Form und Angleichung infolge begrifflicher Berührung. Und man rechnete zu den Angleichungen der Form die Vereinheitlichung innerhalb der Wortformen, einerseits innerhalb des einzelnen Wortes („Hand“: „Handchen“, mundartlich „ich geb, du gebst, er gebt“), anderseits innerhalb einer bestimmten grammatischen Abteilung, etwa innerhalb des Wessenfalls, innerhalb der Gruppe der schwachen Zeitwörter („gescheint“ nach „gegrent“, „Männer“ nach „Weiber“ und „Kinder“). Während also Verzicht auf den Umlaut in „er lauft, fallt, grabt“ in die eine Reihe gehörte, fiel die Verschleppung des Umlauts in „Täg“, „Hünd“ in die andere. — Und bei der begrifflichen Angleichung unterschied man Beeinflussung ähnlicher Begriffe und Beeinflussung gegensätzlicher Begriffe; das erste fände statt, wenn man nach dem Muster von „Staatsrat“ (neben „der Staat“ — „des Staats“) auch sagt „Regierungsrat“ (also mit s, trotz danebenliegendem „die Regierung“ — der Regierung“) oder in den Fällen wie

„Ansichtskarte“, „Liebesbrief“; Gegensätze aber hätten sich beeinflusst, wenn man „Mutters“ sagt nach „Vaters“ („Mutters Geburtstag“), oder „Nachts“ (ahd. *nahtes*) nach „Tags“. Daß solche Begriffe häufig in Beziehung stehen, daß ein Reizwort das entsprechende andere Wort auslöst, daß man also beim Hören des Wortes „Vater“ zuerst an das Wort „Mutter“ denkt oder an das Wort „Sohn“, haben Marbes und Thumbs Untersuchungen erwiesen. Es ist nur schwer, einmal die Begriffe so in zwei Gruppen zu trennen, weil ein gegensätzlicher Begriff doch immer auch ein gleichartiger ist, und umgekehrt; sonst könnte man sie ja überhaupt nicht vergleichen. Und dann ist das Verhältnis je nach der Ordnung und Reihenfolge in der Erzeugung der Vorstellungen verschieden, weshalb das Reizwort „Mutter“ einmal „Vater“ auslöst, ein anderes Mal „Tochter“, sonst vielleicht „Sohn“ oder „Großmutter“ oder „gut“ oder „tot“. Das Entscheidende aber ist, daß diese Beziehungen sich nicht ausschließen, sondern alle ineinander übergehen und sich kreuzen: die Form „gebt“ beruht nicht nur auf dem sonst üblichen Stamm *geb* („ich gebe“ — „wir geben“), sondern auch auf der Einheit in „ich lebe“ — „du lebst“ — „er lebt“; und ebenso die Bildung „gescheint“ nicht nur auf den Reimwörtern „gegrent“, „geweint“, sondern auch auf der Erinnerung an den Klang „schein“ überhaupt.

Dabei gehen auch Beziehungen der Form her neben den begrifflichen: „Nachts“ richtet sich nicht nur nach „Tags“ als zeitbezeichnender Wessenfall, sondern auch als Gegensatz, ähnlich wie vielleicht der „Regierungsrat“ auf der Unterordnung unter den älteren „Staatsrat“ beruht. Aber nötig ist eine Untersuchung und Entwirrung der hier sich spinnenden Fäden jedenfalls, hauptsächlich des-

halb, weil sie, zumal wo die geschichtliche Reihenfolge nicht klar liegt, allein entscheidet, ob die Erklärung einer vorhandenen Neuerung vom Standpunkt des natürlichen Denkverlaufs glaublich und wahrscheinlich ist.

Zur Erläuterung dieser Ansicht darf vielleicht auch einmal ein entlegeneres Beispiel herhalten, weil gerade kein besseres aus der Nähe zu Gebote steht: in dem altgriechischen Dialekt der unteritalischen Stadt Heraklea sagt man für 8 nicht *ὀκτώ*, wie die übrigen Griechen, sondern *ὀκτώ* (mit anlautendem Hauch). Warum? Offenbar unter dem Einfluß der vorausgehenden Zahlen *ἕξ, ἑπτὰ*. Denn man zählt — und das gibt den Ausschlag — *ἕξ, ἑπτὰ, ὀκτώ*; wenn man dagegen rückwärts zählte 9, 8, 7, so wäre die Verschiebung anders ausgefallen; die Herakleer hätten dann gesagt *ἑννέα, ὀκτώ, ἑπτὰ*, und vielleicht noch *ἕξ*. Tatsächlich hat bei den genaueren Untersuchungen das Reizwort „sieben“ gewöhnlich die nächstfolgende Zahl „acht“ ausgelöst. Man sagt vielleicht, das glaube man auch so! Mag sein! Aber die Wissenschaft darf nicht blindlings „glauben“, sie muß erst alles untersuchen, wenn auch hier vielleicht ein kindlich Gemüt in seiner Einfalt den richtigen Weg schon von selber findet, — oder nachträglich glaubt ihn gefunden zu haben.

Zum Schluß nur noch ein paar Worte über die Benennung dieser Erscheinung, zumal da man auch darüber gestritten hat und wirklich streiten kann. Am besten ist der Ausdruck „Angleichung“ für den Vorgang und der Ausdruck „Neuschaffung, Neubildung, Neuerung“ für sein Ergebnis, die bestimmte Wortform. Er sagt nämlich am wenigsten, sondern spricht nur das Tatsächliche aus, ohne ein Urteil zu fällen, ohne Lob und Tadel. Früher sprach man von der „Analogie“ und den „Analogie-

formen“, und man wollte damit sagen, daß die Neubildung auf dem Muster anderer beruhe. Strittig war nur, wie weit man die Wirkung dieser Erscheinung sich wolle erstrecken lassen. In der Zeit, wo man die Grundfragen des Sprachlebens so eifrig, ja leidenschaftlich erörterte, in den Reihen der Junggrammatiker, schob man vor allem die von dem Herkömmlichen abweichenden Formen in den Vordergrund und nannte nur sie Analogieformen. Wenn man aber, wie die Gegner der Junggrammatiker, alle Formen ins Auge faßte und auf den Seziertisch schleppte, woran man natürlich auch recht tat, mußte man notwendig die Neuerungen von dem unverändert Gebliebenen unterscheiden. Leider griff man dabei fehl. Man nannte die Erscheinung „falsche Analogie“ und die Neubildungen „falsche Analogieformen“. Was man damit ausdrücken wollte, verstehen wir alle und billigen es auch; das Neue war etwas Abweichendes, etwas, das sich der bisher für es geltenden Regel nicht mehr fügte; nur insofern ist es „falsch“. Aber dieser Ausdruck geht zu weit, wie wir in einem folgenden Teile (S. 119 ff.) deutlicher sehen werden; er spricht eben einen Tadel aus, der zu den schwersten Folgen führen würde, und darum müssen wir ihn — vorläufig ohne Begründung — zurückweisen. Leider haben wir in der Schriftsprache keinen anderen, harmloseren und richtigeren Ausdruck, der die Tatsache feststellt, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, oder sprachlich gesagt, auf Richtigkeit und Unrichtigkeit.

Freilich ging mit diesem Fehlgriff der Benennung auch eine Schiefheit der Auffassung Hand in Hand, und zwar in beiden Lagern.

Man sah in diesen Angleichungen etwas rein Innerliches, nur von dem Denkverlauf Abhängiges, und stellte es

in Gegensatz zu dem Lautwandel, den man, wie wir wissen (S. 36 f.), ebenso einseitig auf die Tätigkeit der äußeren und inneren Sprachwerkzeuge zurückführte. Daher redete man gern in einem Atem von „Lautwandel und Analogie“. Schon deswegen wurde die Erörterung der Analogie hier so weit abgerückt von der Besprechung des Lautwandels und der Bedeutungswandel dazwischengeschoben.

Wie nämlich bei dem Lautwandel auch das Denken mit im Spiele ist, so wirkt bei den Angleichungen auch der leiblichere Teil des gesamten Sprachwerkzeugs mit, vor allem insofern, als gewisse Bewegungen mehr eingeübt und im einzelnen Fall daher mehr zur Hand sind als andere. Wie ich bei der Mehrzahlbildung unbewußt an die Umlautung denke, so treten bei ihr die umlautenden Sprechteile auch leicht von selbst in Tätigkeit. Lautwandel und Angleichung sind also im Grunde ganz gleich, der eine ebenso geistig und ebenso leiblich wie der andere. Nur dem Grad nach besteht höchstens hier ein Unterschied: der Lautwandel folgt mehr den Einwirkungen und Störungen der festeren Teile der gesamten Sprechvorrichtung, die Angleichung mehr den Störungen des gedanklichen Teils, wobei natürlich außer acht bleibt, wie sich beide zueinander verhalten und ineinander übergreifen. Je weniger man aber beide zusammengehören läßt, um so mehr muß man Lautwandel und Angleichung auch aneinander- und ineinanderrücken!

d) Ausgleich durch Verkehr.

Bisher haben wir die Sprache immer vorwiegend als Erzeugnis des Einzelmenschen betrachtet; nun ist sie aber ebensogut eine Schöpfung der Masse und steht stark

unter dem Einfluß des Verkehrs. Was dem Mund des einzelnen entströmt, ist nur ein Widerhall; der einzelne ist nur ein Korn in dem Sandhaufen der Gemeinschaft, den der Wind treibt, wie er gerade weht. Die vorhin betrachteten Erscheinungen, Lautwandel, Bedeutungswandel, gedankliche Angleichung, würden ein Volk sprachlich zersplittern; auf sich angewiesen, würde jeder schließlich seine eigene Sprache reden, und was die Erzählung vom Turmbau zu Babel als plötzliches Wunder vorführt, würde der natürliche Lauf der Dinge im Gang der Jahrhunderte erreichen.

Zur Veranschaulichung dieses Satzes müssen wir uns mit einigen groben Beispielen begnügen, da ja genauere — Vereinsamung eines einzelnen Menschen auf längere Zeit — überhaupt nicht zu finden sind. Nun, im Mittelalter, etwa im 12. Jahrhundert, wanderten Franken aus der Moselgegend aus nach Siebenbürgen, wo sie, infolge einer Verallgemeinerung des Ausdrucks — also als Opfer eines Bedeutungswandels — mit vielleicht sonstwo in jener Gegend eingewanderten Sachsen in einen Topf geworfen, jetzt als „Siebenbürger Sachsen“ leben: deren Sprache hat eine unverkennbar moselfränkische Grundlage, klingt aber doch heute so ganz verschieden auch vom heutigen Moselfränkischen, daß Reichsdeutsche nach eigenem Geständnis gewöhnlich dort nichts mehr verstehen. Ähnliche Absplitterungen haben wir noch an mehreren Stellen südlich der Alpen, in der Nähe der Etsch bayrische, die man fälschlich zimbrisch nennt, und südlich der Schweizer Alpen, z. B. am Monte Rosa, weitere, die alemannisch reden: überall ganz fremdartige Entwicklung trotz durchschimmernder alter Verwandtschaft. Ähnlich hat sich das Französische in Kanada in den 2—300 Jahren seiner

Trennung schon vielfach vom europäischen Französisch abgefordert.

Die Folgen dieser durch das Wesen der Dinge unausbleiblichen Sprachspaltung sehen wir an den Mundarten: wohin wir blicken, größere und kleinere Unterschiede, nicht nur in Deutschland, wo wir das häufig allein beklagen, weil wir es nur hier genauer kennen, sondern überall: der Nordfranzose spricht anders als der Südfranzose, der Italiener aus der Poebene anders als der Mann vom Arno, von der Tiber oder am Vesuv; in England der Südländer anders als der Nordengländer, also der Londoner anders als der Liverpooler, vom erst später englisch gewordenen Schotten gar nicht zu reden. Und so könnte man weiter aufzählen, nicht nur Spanien und Rußland anführen, sondern auch das arabische Sprachgebiet, wo dem Bauer vom Nil die Sprache in Tripolis, Tunis, Marokko schon ganz „spanisch“ vorkommt, endlich Ostindien und China, wo Kanton anders redet als Peking.

Und was wir hier im großen sehen, setzt sich fort im kleinen. Das Deutsche, um bei dem uns Bekannten und Vertrauten zu bleiben, gliedert sich in Hoch- und Niederdeutsch, jedes dieser beiden wieder in Untergebiete, die man teils nach dem Landstrich, teils nach den Volksstämmen darin bayrisch oder schwäbisch nennt, schweizerisch oder elsässisch, fränkisch oder westfälisch, schlesisch oder sächsisch. Und hier weiß jeder Einheimische wieder viel zu erzählen von den Eigenarten seiner Nachbarn. Schließlich geht nicht nur jeder Kreis, jede Stadt ihren eigenen Weg, sondern jedes Dorf, ja selbst Stadtteile und Dorfteile; an Sachsenhausen spürt das jeder Frankfurter; und ebenso war in Heidelberg das alte Westgebiet der Bor-

Stadt, in dem Bauern wohnten, früher verschieden von dem Teil östlich der Universität und damit des alten Stadtgrabens, dem Wohnsitz der übrigen Bürger, der Beamten und Handwerker, sowie heute noch der Redar den aus dem alten Dorf Neuenheim erwachsenen Stadtteil trennt von der jetzigen Altstadt südlich vom Redar. Eigentlich spricht auch jede einzelne Hausgenossenschaft und Lebensgemeinschaft ihre eigene Sprache.

Und doch sehen wir auch hier schon wieder den umgekehrten Vorgang. Die Kinder richten sich nach Vater und Mutter, soweit ihnen der Bau ihrer Sprechmaschine das erlaubt, das Gesinde nach dem Herrn, die Untergebenen nach ihrem Vorgesetzten, der Unteroffizier und Feldwebel also nach seinem Leutnant oder Hauptmann. In den kleineren, gar nicht merklichen Dingen geschieht das unwillkürlich; in wichtigen, auffälligen Eigenheiten dagegen schließt man sich der Mehrheit schon deshalb gern an, um nicht aufzufallen, oder um leichter verstanden zu werden. Ein Zungen=*r* verschwindet bald in einem großen Kreis von Zäpfchen=*r*=Sprechern, und der Norddeutsche wird seine „Stulle“, der Sachse sein „Bemmchen“ im Süden opfern zu gunsten des „Butterbrots“ oder „Käsebrots“, oder, wenn er gebildet und verwöhnter ist, sich wenigstens zum „belegten Brötchen“ verstehen.

Daß der Verkehr hier alles macht, zeigen die heutigen Verhältnisse deutlich: die Städte ziehen nicht nur die Landbevölkerung körperlich an, sondern auch sprachlich. Natürlich! Wenn früher, vor der Einführung des ausgedehnten Zwischenhandels die Milchfrau frühe in die Stadt kam oder die Gemüsefrau und der Kartoffelmann, ahmten schon sie in Einzelheiten die Eigenheiten der feineren

Städter nach. Und wenn sie ihre Töchter dann als Diensthöten in die Stadt schicken, oder wenn heute tagtäglich die Bauernmädchen zur Stadt in die Fabrik gehen, reden diese Ländkinder nach und nach vielleicht sogar ganz städtisch, zunächst in der Stadt, noch nicht bei ihren Dorfgenossen, später aber, wo sich so viele Einflüsse gegenseitig verstärken, auch auf dem Dorf. Die Städte werden dabei zum Mittelpunkt für einen Kreis, in dem sich alles ausgeglichen hat, und zwar stufenweise; je weiter man die Tore und Häuser der Stadt hinter sich läßt, um so ländlicher wird auch die Aussprache und die gesamte Sprache, bis sie schließlich ins rein Ländliche übergeht. Die Größe dieses Kreises richtet sich natürlich nach der Größe der Stadt: München wirkt über ganz Bayern, jedenfalls bis nach Nürnberg, und Berlin ist ja bekanntlich ein verführerisches Vorbild für ganz Norddeutschland, ähnlich wie Paris auch sprachlich als Leuchte gilt für ganz Frankreich, London — auch in unseren Schulen — für alles Englische.

In älterer Zeit deckten sich die Mundartgrenzen mit den Stammesgrenzen. Jedenfalls haben diese schon wegen ihres höheren Alters viel tiefere Gräben gezogen als die geistlichen oder die jüngeren weltlichen Verwaltungsgebiete, Bischofssprengel, Grafschaften, oder die Geltungsbereiche des gleichen Rechts.

Bis dahin hat das Leben und die Geschichte den Ausgleich geführt. Das weitere können wir uns aber ausdenken: fortschreitende Hebung des Verkehrs und größere Durchrüttelung der Massen würden die vorhandenen Unebenheiten noch weiter beseitigen und die Ausbildung neuer verhindern oder erschweren. Doch greift da schon die Schrift und die Schriftsprache ein und verwirrt das natürliche Bild durch künstliche Einwirkung und beschleunigt

Sütterlin, Werben u. Wesen d. Sprache. 6

den Ausgleich. Doch versparen wir die Betrachtung dieser Vorgänge auf später (S. 95 ff.)

Jedenfalls sehen wir überall in der Sprache treibende Kräfte unausgesetzt am Werk, ein Streben nach außen, zur Trennung, Unterscheidung und Vereinzelnung, und ein Zwang, der in der entgegengesetzten Richtung, nach innen drängt und Gleichheit und Einheit bringt. Es ist nicht nur das äußerliche Band des Verkehrs, sondern ebenso sehr manches mehr innerliche: die Notwendigkeit und Bereitwilligkeit, sich rasch und leicht zu verständigen, und die Scheu, unangenehm aufzufallen; ebenso aber auch, oder noch mehr, das auf Gemeinschaft hinweisende Wesen der Sprache selbst, dem sich keiner entziehen kann, auch wenn er wollte. Wie die Wunde Philottets nur heilen kann durch Späne von der Lanze, durch die sie einst geschlagen wurde, so enthält die Sprache auch selbst die Mittel in sich, die sie vor der Zerstörung bewahren: das Gift bereitet auch hier selbst sein Gegengift.

Den Kampf dieser Kräfte aber betrachten wir im folgenden.

III.

Der Kampf dieser Kräfte und sein Ergebnis.

Unsere bisherige Betrachtung über Lautwandel, Bedeutungswandel, gedankliche Angleichung und demgegenüber Ausgleich durch den Verkehr hat den Faden der Sprachüberlieferung quer durchschnitten. Wir haben uns auf eine Brücke gestellt und nur den Strom unmittelbar unter uns forschend betrachtet, und höchstens eine Strecke weit und nur oberflächlich den Blick schweifen lassen nach oben. Die Gesamtrichtung des Stroms von seinen ersten Anfängen ab haben wir damit noch nicht erkannt, und nach unten umgekehrt haben wir uns noch viel weniger, um nach den späteren Schicksalen des Stromes zu sehen. Und doch lohnt sich dieses auch der Mühe, mehr vielleicht als das Vorhergehende, das freilich als Grundlage und Stützpunkt für den Beurteiler unentbehrlich ist.

Die verschiedenen Erscheinungen, eben Lautwandel, Bedeutungswandel ufs., weisen uns dabei auf bestimmte Standpunkte hin. Um bei dem Bild des Flusses zu bleiben, erinnert der Lautwandel etwa an das Gefälle des Wassers, der Bedeutungswandel an die Breitengestaltung des Bettes, die gedankliche Angleichung an die Erhebung und Vertiefung im Gelände, der Einfluß des Verkehrs aber an die Masse des Wassers und die Zahl und Größe der Zuflüsse.

Ein Blick auf den Gesamtverlauf des Stromes an einer Stelle zeigt uns aber, wie diese einzelnen Erscheinungen, Laut- und Bedeutungswandel, Angleichung durch Gedanken und durch Verkehr, sich mischen, sich gegenseitig in die Hand, aber auch sich einander entgegenarbeiten. Daß Lautwandel und Bedeutungswandel sich kreuzen, haben wir schon früher erwähnt (S. 24). Daß Lautwandel und gedankliche Angleichung miteinander ins Gehege kommen, da die Angleichung die lautlich zu erwartenden Formen verdrängt („Arme“ statt „Arme“), wissen wir auch schon (S. 69f), und werden es bei der Untersuchung der Frage der Sprachrichtigkeit noch zur Genüge weiter erfahren (S. 119 ff).

Halten wir uns hier daher nur an einige wichtige andere Erscheinungen, die bei der Entwicklung der gebildeten Sprachen unseres Europa auffällig zutage treten.

a) Zerstörung und Neuaufbau der Formen.

Wir verweilen zunächst bei den lautlichen Veränderungen, die unablässig, vielleicht nur mit verschiedener Beschleunigung, seit alters eingetreten sind. Wie haben sie die äußere Sprachform umgestaltet in den 2—3000 Jahren, die unser Blick überspannen kann! Vor allem welche Verstümmelung in den Endsilben, insonderheit den schwachbetonten, und ebenso, wenn auch weniger häufig wegen der größeren Enge dieses Gebietes, bei den Vorsilben! Wo wir gar keine Endung mehr haben, oder höchstens das gleichlautende, einförmige, ausdruckslose *e* („Tage“, „Tagen“, „Tages“), erklingen früher, noch zur Zeit Karls des Großen, nach der Schreibung zu urteilen, volle Vokale von verschiedener Farbe und Dauer (*hano* „der Hahn“, *hanin* „des Hahnen“, *hanun hanon* „den

Sahn“, zunga „Zunge“, zungun „der Zunge“). Und die Zeit weiter zurüch erfreute sich einer Formenfülle, gegen die unsere heutige Sprache ein Stamm ist ohne Aste, und noch mehr ohne Gezweig und ohne Blätter. Ähnlich im Lateinischen, im Altgriechischen oder Altindischen.

Muß einen bei dieser Erkenntnis nicht Wehmut befallen und Sehnsucht nach jener guten alten, formenschönen und klangfrohen Zeit? Diesem Eindruck haben sich gerade die Begründer unserer Wissenschaft am wenigsten entzogen, und sie, die Zeitgenossen der schwärmerischen Romantik, sahen — halb gegen den Einspruch ihrer wirklichen Erkenntnis — in der Gegenwart alles grau in grau, in der Vergangenheit aber alles rosig verklärt. Glücklicherweise mit Unrecht, wie schon eine kurze Überlegung nahe legt.

Abgesehen von der Frage, wie das so schön Geschriebene geklungen habe, ob diese vollen Vokale wirklich so rein und klar zum Ausdruck kamen, ob nicht z. B. das gleichmäßige a des Gotischen auf die Dauer ebenso langweilig war — nicht mehr und weniger — als unser e, haben sich unsere Schwärmer zweierlei nicht klar gemacht: zunächst nicht, was vor dieser schönen Urzeit lag.

Wenn man sich darüber Gedanken machte, mußte man sich entweder vorstellen, daß die Sprache sich vorher nur aufwärts entwickelt habe, daß also etwa Homer und die altindischen Veden gerade damals entstanden seien, weil die Sprache jetzt gerade dazu reif geworden sei; man aß, weil das Brot eben aus dem Ofen kam. Oder man bildete sich ein, daß sich früher alles gleich geblieben sei, daß die sprachliche Sonne Homers auch schon dem Achilleus leuchtete und dem Prometheus, während die Titanen und noch mehr Adam und Eva sich sprachlich von Wurzeln nährten! Oder man

mußte schließlich auch damals noch annehmen, daß die Schöpfung der Erde und des Menschen, und die Erfindung der Sprache diesen erleuchteten Zeiten unmittelbar vorausgegangen sei. Daß daran kein Gedanke ist, daß die Menschen schon redeten Tausende, Hunderttausende von Jahren vor Homer, und daß sich auch damals die Sprache so veränderte, wie in der nachhomerischen und in unserer Zeit, braucht hier nicht mehr wiederholt zu werden.

Diese Anschauung von dem goldenen Zeitalter der Vergangenheit hat aber auch die Zukunft gar nicht in ihre Rechnung gestellt. Wenn sich alles so weiter zertrümmelt, zerfallen unsere kurzen Formen, und wohl noch früher die viel mehr einsilbigen Wörter des Französischen und Englischen wohl gar in kleine Lautstäubchen! Wenn wir einst Staub sind, wenn unser sprachliches Gebein ist eingesunken, ja was dann? Müssen wir dann unseren Mund schließen, und uns sprachlich zur Ruhe setzen? Oder halten die jetzigen Lautvorräte gerade noch an, bis der jüngste Tag anbricht und wir vielleicht in Engelszungen reden? Oder verständigen wir uns dann mit Gedankenlesen?

Ein Geschichtschreiber ist zwar kein sicherer Deuter der Zukunft. Aber schon die Vergangenheit und die Gegenwart belehrt uns hinreichend, daß alle diese Befürchtungen Trug sind.

Wir haben heute nirgends mehr die verwickelte Beugungsart der alten Sprachen: sie hatten 5—8 Fallformen (das Latein Nominativ, Genetiv, Dativ, Akkusativ, Vocativ, Ablativ, dazu in Resten einen Locativ, das Altindische auch einen Instrumental); wir begnügen uns höchstens mit drei bis vier (Nominativ, Genetiv und Dativ, teilweise noch Akkusativ), wovon aber der Genetiv der Volks-

Sprache ganz abhanden gekommen ist, teilweise auch der Umgangssprache; und auch der Dativ hat vielfach keine Endung mehr. Ebenso stehen der alten Sprache mehr Zeitformen zu Gebote als z. B. dem Französischen, dem ja jedenfalls eine eigentliche, einfache Vergangenheit und Vorvergangenheit abgeht. Und noch größer wird der Abstand in den germanischen Zweigen, die nur noch über zwei einfache Zeitformen verfügen, Gegenwart („ich komme“) und erzählende Vergangenheit („ich kam“), von denen das letztere, die Vergangenheit uns armen Süddeutschen in der Alltagsrede auch noch genommen ist.

Wir Neueren müssen also alles umschreiben, Fallformen und Zeitstufen. Und wir leisten das bekanntlich mit Nebenwörtern, Hilfswörtern. Für die Fallformen sehen z. B. Romanen und Engländer ihre Vorwörter (*la maison, de la maison, à la maison*), was man vernünftigerweise gar nicht abwandeln, deklinieren nennen kann und teilweise auch schon in unseren Schulen nicht so nennt; und für die fehlenden Zeitformen dienen uns Verbindungen mit dem Mittelwort oder der Kennform (*j'ai chanté*, ich habe gesungen; engl. *I shall come*, während der Franzose sein altes *scribere habeo* „ich habe zu schreiben“ wieder zusammengeschießt hat in *j'écrirai*).

Und wenn wir unsere Vorwörter reichlicher zu Hilfe rufen, können wir sogar den 14 Fällen des Finnischen die Spitze bieten! Mit vollstem, bestem Erfolg!

Wenn auch die äußere Form einfacher erscheint, ist ihre Ausdrucksfähigkeit doch nicht geringer geworden. Oder verstehen wir Goethes Formen weniger als die Luthers und die Luthers weniger als die des 11—1200 Jahre vorher lebenden gotischen Bibelübersetzers Wul-

fila? Oder steht Kant hier hinter Aristoteles zurück, Fichte hinter Plato? Kann man die Werke Homers nicht auch neugriechisch zu Gehör bringen, wo der biedere Athener und der geschäftige Mann von Patras seine Vergangenheitsform genau so wie wir Deutsche, Engländer und Franzosen mit „haben“ umschreibt (*ἔχω λύσει* „ich habe gelöst“) und seine Zukunft mit „will“ (*θέλω λύει* „ich will lösen“). Zu diesen Schlüssen wird sich doch keiner befechten!

Worin liegt aber der Fehler? Unzweifelhaft darin, daß man sich von dem Schriftbild, den Lautzeichen auf dem Papier hat beirren lassen. „Ich habe gesehen“, *j'ai vu*, *I have seen*, schreibt man in drei Wörtern, lat. *vidi*, gr. *ἑώρακα* in einem; ebenso die alten Genetive und Dative in einem (*oculi, oculo*), das englische *of the eye*, *to the eye*, und das französische *de l'œil, à l'œil* in zwei bis drei. Und so steht es mit der gesamten Formenlehre. Wir schleppen eben den Wust mehrhundertjähriger Überlieferung mit in unserer Schrift, während die Alten vorurteilslos niederschrieben, was sie hörten.

Gewiß setzt die Trennung in Wörter auch bei den alten Völkern schon eine lange Schreibübung voraus; aber sie ist hier doch ursprünglicher und natürlicher als unsere Zerstückelung. Ueberdies führen die alten Inschriften z. B. der Griechen die Worttrennung gewöhnlich gar nicht durch, sondern schreiben — unter semitischem Einfluß — die erste Zeile von rechts nach links und dann in Schlangenumwindungen von Zeile zu Zeile weiter, erst später nach unserer Weise in abgesetzten Zeilen von links nach rechts, aber überall so bandwurmartig zusammenhängend, daß wir überall Worttrennung suchenden Nachfahren in den Lesungen zuerst stark behindert sind.

Wir brauchten nur unsere Schreibung der Sitte des Altertums anzupassen, um von dem Standpunkt dieser älteren Beurteiler aus sprachlich ebenso günstig dazustehen wie die Griechen oder Römer: man schreibe jedonne, tudonnes, ildonne als ein Wort, um dasselbe Gebilde zu erhalten wie lat. dono, donas, donat, nur mit umgekehrter Reihenfolge; und wenn wir gar nicht nur il a donné zusammenziehen, sondern auch il m'a donné, il n'a pas donné, il ne m'a pas donné, dann können wir die Alten in tiefen Schatten stellen, weil wir die Verneinung und die Fürwortsbezeichnung noch in die eine Zeitwortsform hineinklauben. Ich scherze nicht. Wie sehr diese ganze bisherige Auffassung in der Luft oder richtiger gesagt an dem lumpigen Papier hängt, beweisen die Aufnahmen, die man von heutigen Sprachen wilder Völker, wie der Indianer oder Neger, gemacht hat. Die Beobachter waren zwar in der Regel keine geschulten Sprachforscher, sondern Missionäre, die von Sprachwissenschaft gar nichts und von der gewöhnlichen Sprachlehre vielleicht nicht mehr verstanden, als ein abgehender Volksschüler; aber gerade darum sind sie einwandfreie Zeugen. Überall bieten diese uns nun Wortungetüme, die neben dem eigentlichen Zeitwortsge danken noch die verschiedensten Fürwörter und dergleichen enthalten, so daß diese Wilden also nicht hinter den Griechen zurück-, sondern ihnen weit voranständen! Tatsächlich sind auch Formen wie Popocatepetl „Rauchberg“ und Citlaltepétl „Sternberg“, an denen sich der Sextaner die Zunge und das Gedächtnis abquält, und die den Erwachsenen noch zu einem Lächeln zwingen, nicht wesentlich anders geartet als etwa das französische Mont = Blanc, Mont d'Or, Mont Perdu, span.

Sierra Nevada, und Namen wie der der alten Hauptstadt von Mexiko, Tenochtitlan, für den Einheimischen jener Gegenden nur Bildungen wie Neustadt oder Frankfurt, Sachsenhausen oder Königsberg! Bei Sprachen, die dem gewöhnlichen Europäer noch zugänglicher sind, wie das Russische mit seinem Nischnynowgorod „Niederneustadt“, Wladiwostok „Herrscherin des Ostens“ oder seinem merkwürdigen Vorgebirge Sewerowostotschnoj „Nordostkap“ liegt das dem Kundigen ja noch zutage.

Wenn die Begründer und Verfechter jener veralteten Ansichten wenigstens die Zeitdauer der verschiedenen Ausdrucksfügungen mit in Rechnung gezogen, also berücksichtigt hätten, um viel Zehntelsekunden — denn es handelt sich nur um ganz kleine Zeitspannen, Augenblicke — etwa *mihi donavit länger dauere als il m'a donné, non mihi donavit länger als il ne m'a pas donné*, dann wären sie zu einem andern Ergebnis gekommen, oder wenigstens wandelnd geworden in ihrer Ansicht! Denn eine eigentliche Messung der verschiedenen sprachigen Ausdrücke ist ja durch die Ungleichheit der Bedingungen — weil das Lateinische eigentlich derselbe hätte sprechen müssen, der uns heute das Französische vorspricht, — ausgeschlossen, auch bei dem italienischen Sprachgebiet.

Kurz, die lautliche Gestalt der Formen hat viele Stufen durchlaufen, ist bis zur Unkenntlichkeit anders geworden, aber in keiner Weise schlechter oder weniger leistungsfähig.

Man könnte den Stiel sogar umkehren und — mit besserem Rechte — der alten Sprache vorwerfen, daß sie ihre Kräfte unnötig verschwende. Im Englischen

bezeichnet man die Mehrzahl einfach mit einem s-Laut (way — ways, gate „Tor“ — gates), und im Französischen, wo man ein s aus geschichtlichen Gründen zwar noch schreibt, aber nicht mehr spricht, nur durch den Artikel (le banc — les bancs, la femme — les femmes), der umgekehrt nun wieder im Englischen gleich bleibt. Das Lateinische verwendet hier zwar auch nur eine Endung, freilich bald diese, bald jene (mensae, agri, homines, carmina), wiederholt diese Endung aber bei allen mit dem Hauptwort verbundenen Beifügungen, Adjektiven wie Zahlwörtern! Wie umständlich klingt bonae feminae, bonarum feminarum gegenüber franz. les bonnes femmes, des bonnes femmes, gar nicht zu reden von Ungetümen wie multi viri clarissimi, multorum virorum clarissimorum. Welche Belastung des Gedächtnisses! Als einzigen Vorteil dieses Überschwangs an Endungen könnte man das anführen, daß er eine sehr freie, den Bedürfnissen des Sinnes und der Hervorhebung des Wichtigen dienende Wortstellung ermögliche (wie in pugna illa clarissima anno ducentesimo sexto decimo apud Cannas commissa). Aber da fragt es sich denn doch, ob das ein Vorteil ist, oder ein so großer Vorteil, daß man dafür so viele Nachteile in Kauf nehmen muß. Immer vorausgesetzt, daß die Alltagsrede sich diesen Vorteil zunutze machen könnte!

Die Leistungsfähigkeit unserer neueren Sprachen beweist auch die Klarheit und Reichhaltigkeit ihres Satzbaus, den man bei diesen Erörterungen freilich ganz aus dem Spiel gelassen hat, obwohl hier die Ergebnisse genugsam Einspruch erhebend am Wege lagen. Wie ist wenigstens — äußerlich betrachtet, mit der Brille des älteren Gelehrten geschlechts — unser Satzbau fortgeschritten gegen

den unserer Vorfahren aus der Zeit Karls des Großen! Wie überragt hier — immer im Sinne dieser Forscher — die Sprache, sagen wir einmal der Nibelungendichtung Wilhelm Jordans die Darstellung des alten Hildebrandsliedes? Oder die der späteren Nachdichtung dieses Wertes durch wandernde Spielleute! Aber hier ist der Fortschritt plötzlich ein Rückschritt! Man jammert über die Schachtelsätze der Sprache unserer großen Dichter, Herders, Wielands, auch des alternden Goethe — an sich ja nicht mit Unrecht — und schreibt doch selbstverblendet meist einen Satzwirrwar, in dem ein Theseus auch den Faden der Ariadne verlieren könnte! Jetzt ist Einfachheit, Zerlegung des Verwickelten plötzlich die Lösung, die bei der Betrachtung der Wortformen der Bannstrahl traf! Gerade die Erkenntnis auf diesem Gebiete weist uns aber den Weg zum Frieden und zur Versöhnung.

Unser Satzbau zeigt, worauf es ankommt. Unsere heutigen so vielartigen und schmiegsamen Nebensätze, die einen Grund, eine Absicht, eine Folge usw. ausdrücken, sind aus einfachen, rohen Hauptsätzen entwickelt, die keinen Ausdruck für diese feineren gedanklichen Beziehungen enthalten. Wie ich heute sage „Er kommt nicht, er ist gekränkt“ und damit jedem Sprachgenossen verständlich zwischen den Zeilen oder genauer in der Fuge der beiden Sätzchen einen Grund übermittele, so hat die Geschichte auch in die schriftsprachlichen Sätze mit „weil“, „da“, „damit“, „wenn“ die tiefe Beziehung hineingelegt, die wir darin ohne weiteres finden. Und diese älteren Gebilde unterscheiden sich von den neueren nur dadurch, daß sie einige Alttertümlichkeiten bewahren, die uns sonst abhanden gekommen sind, wie die Wörtchen weil „einstweilen“, wenn „wann“, — entsprechend dem denn „dann“ des

begründenden Hauptsages — und wie die eigenartige Wortstellung, die Nachsetzung des Zeitworts. Also wir lesen aus den Worten mehr heraus als darin steht, allerdings nicht mehr, als der Redende hineinlegen wollte, eher weniger.

So geht es aber mit allen Wortverbindungen. Bei der Verbindung „Wagen zweiter Klasse“ sehen wir in dem Wessenfall eine Angabe der Eigenschaft, bei der Verbindung „ein Zehntel unseres Landes“ die Angabe des Ganzen, von dem ein Teil genommen werden soll (einen „Teilgenetiv“), bei der Verbindung „das Schloß des Königs“ die Angabe des Besitzers. Aber in der Verbindung „in kreisenden Schwunges Bewegung“? Das paßt in keines der vorhandenen Schubfächer, dafür ist wegen der Seltenheit oder der geringen Sinnenfälligkeit der Beziehung eben kein Fach da. Und wenn Goethe hier den Wessenfall gesetzt hat, so tat er es sozusagen auf gut Glück nach dem Muster anderer Verbindungen von zwei Hauptwörtern, und als Deutscher auf Grund seines deutschen Sprachgefühls auch mit völligem Erfolg: wir verstehen ihn, glauben ihn wenigstens zu verstehen und halten die Fügung überdies noch für schön und ahmen sie nach, zumal beim Dichten, wo solche noch nicht ausgefahrenen Geleise ja sehr willkommen sind. Daß der Wessenfall und ähnliche äußere Formeigenheiten in solchen Hauptwortsverbindungen entbehrlich sind, zeigen Fälle, die heute auf solche Mittelchen verzichten. Fälle wie „ein Stück Brot“, wo man früher „ein Stück Brotes“ sagen mußte, oder „die Stadt Göttingen“, wo für es früher hieß „die Stadt zu Göttingen“, ähnlich wie der Franzose — mit etwas anderer Beziehung — sagt *la ville de Paris*, während das englische *city of London*

schon wieder durchsichtiger wird, als „Altstadt von London“, weil sich hier eben die Altstadt als ein Teil so kräftig von der Gesamtstadt, von Großlondon abhebt.

Man sieht aber hieran, und darum wurde dieses Beispiel gerade gewählt, daß der Mensch nicht nur in Wortgruppen eine Bedeutung hineinlegt, wie bei den Nebensatzverbindungen der neueren, natürlich auch der älteren Sprachen, sondern daß er diese Bedeutung sozusagen auch herausnimmt, daß er also Wörter oder Wörtchen im Satzganzen mitschleppt, die gar nichts mehr besagen. Ein gutes Beispiel ist hier der sogenannte, fälschlich oder ungenau sogenannte „Teilungsartikel“ der romanischen Sprachen. Il prend du thé heißt ganz genau „er nimmt von dem Tee, der gerade dasteht, von dem auch die andern trinken“ und eine Frage Prenez-vous du thé hat unzweifelhaft noch Sinn im Munde einer Hausfrau, die sich damit am Teetisch an einen dabeisitzenden Gast wendet; sie hatte auch Sinn in dem Munde des Gastes, wenn dieser nachher irgendwo erzählte quand j'étais chez Mme. X., elle m'a offert du thé et j'ai pris du thé „bot sie mir von ihrem Tee an und ich trank von ihrem Tee“. Das hat man aber außerhalb mißverstanden, man bezog es auf keinen bestimmten Vorgang, und so nimmt man es allgemein im Sinn unseres einfachen „Tee“ („ich trank Tee“). In Sätzen wie avez-vous de l'argent ist nur diese jüngere Deutung statthaft „haben Sie Geld“, nicht mehr die ältere „haben Sie von dem (bestimmten, bekannten) Geld?“ Dieser Gebrauch hat sich so fest eingenistet und ist so fest abgegrenzt, daß man jetzt den bestimmten Artikel manchmal gar nicht anwenden darf, wo er sachlich nötig wäre. Wenn die Frau X. mir verschiedene Male von ihrem Tee eingeschenkt hat und

ich genug habe von diesem ihrem Tee, darf ich beileibe nicht sagen *Merci, Madame, j'ai assez du thé* (höchstens, weniger höflich *de votre thé*, eher noch *de votre excellent thé*), sondern dem heutigen Brauch gemäß nur *j'ai assez de thé*. Also wieder Bedeutungswandel auch bei der Wortverbindung wie bei der Satzverbindung, also im gesamten Satzbau und damit in der gesamten Sprache überhaupt!

Diesen Wandel übrigens wie jeden andern können wir nur feststellen, wo die ältere Form wirklich festgelegt ist, wo man sie für das Auge erkennbar gemacht, geschrieben hat; also bei Schriftsprachen.

Diese Schreibung verleiht der ganzen Betrachtung ein anderes Gesicht; freilich, um es gleich zu sagen, ein Maskengesicht. Aber die Untersuchung, bis zu welchem Grade diese Maske entstelle, schieben wir noch auf und untersuchen zuerst, wie der Gang der sonst natürlicheren Sprachentwicklung dadurch beeinflusst wird; denn hier geht der Schriftsprache nicht nur manchmal die gesprochene Gemeinsprache mehr oder weniger voraus, sondern sie hält sich auch davon teilweise unabhängig.

Betrachten wir also die Schriftsprache vorläufig nur als eine Art der Gemeinsprache.

b) Mundart und Schriftsprache.

Die durch den Verkehr etwas vereinheitlichte Sprachgestalt nennen wir also Gemeinsprache, die natürliche Volkssprache dagegen Mundart und setzen beiden die in der Schrift niedergelegte und von gewissen Kreisen auch mündlich nachgeahmte Form im eigentlichen Sinn als Schriftsprache entgegen.

Wir wissen von früher (S. 80f), daß der natürliche Verkehr die groben Eigenheiten der Mundarten abschleift,

und daß hier seit alter Zeit die Städte Mittelpunkte feinerer Gewohnheiten auch in der Sprache werden. Immer bleibt aber in einem solchen Umkreise die allgemeine Grundlage in Schnelligkeit des Sprechens, Tonfall, Wortwahl erhalten: es bleiben landschaftliche Gemein-sprachen bestehen im großen, und innerhalb ihrer Grenzen auch noch kleinere Abweichungen. Freilich merkt nur der Eingeborne das, das Ohr des Fremden, auch der angrenzenden Landschaften faßt sie kaum; so fallen die Sprechweisen eines Münchners und Regensburgers für den Rheinländer in Bairisch zusammen, vielleicht auch die des Innsbruders und Würzburgers, während ein noch weiter wohnender oder weniger Geübter nicht einmal Wienerisch und Münchnerisch auseinanderhalten kann; so halten aber auch Berliner die südfränkische Sprechweise der Pfälzer und Hessen häufig für Sächsisch, und wenn einer in der Ferne mich einmal als Frankfurter oder Mannheimer anspricht, zieh ich schon beinahe den Hut ob seiner Sachkenntnis oder seinem guten Ohr. Umgekehrt merken viele Süddeutschen nicht einmal heraus, ob einer aus Hamburg oder Berlin ist oder aus Königsberg, obwohl hier nicht nur diese Städte deutlich auseinander gehen, sondern selbst Hamburg und Kiel, Danzig und Königsberg. Wir werden diese Unterschiede noch lange beibehalten, und sie ganz vielleicht nie ablegen können. Nur Menschen, die das Schicksal viel umhergeworfen hat im Lande, werden selbst für den Kenner ein sprachliches Rätsel. Goethe verriet zwar nach Börnes Zeugnis noch in seinen alten Tagen deutlich seine Frankfurter Herkunft, und ähnliches weiß man von Schiller, während Klopstock, dem doch schon ein ausgeprägtes Niedersächsisch eigen gewesen sein muß, auch schon damals den Leuten am Main und

Rhein durch seine feine Sprache angenehm auffiel und Eindruck machte; auch in neuerer Zeit hat man ja mehr Beispiele dafür, daß der Süddeutsche sich im Norden mausert, als für das Umgekehrte. Dem Norddeutschen kommt eben hier nicht nur seine lobenswerte Selbstüberzeugtheit zustatten, sondern auch sein Wahn, daß er allein die Schriftsprache spreche.

Was ist aber die Schriftsprache? Wie grenzt sie sich ab gegen die Mundart, und wie ist der Kampf beider bisher verlaufen?

Die meisten Versuche, gesprochene Sprache schriftlich wiederzugeben, erfolgten unter dem Einfluß des Auslandes, jedenfalls in Europa, ohne Zweifel auch bei den alten Griechen, die auch hier ihre Erleuchtung aus dem Osten, aus Vorderasien bezogen.

Die Schwierigkeiten einer solchen Niederschrift darf man nicht unterschätzen, auch nicht die von vornherein unvermeidbaren Ungenauigkeiten, von denen wir noch später werden zu reden haben (S. 101 ff). Außerdem befriedigten diese Versuche zunächst nur die allerfühlbarsten Bedürfnisse: sie übersehten die Ausdrücke des täglichen Lebens oder halfen Schülern bei der Deutung eines wichtigen Schriftwerks aus der Fremde. Sie waren deshalb einestheils auf die örtliche Mundart angewiesen; anderntheils wanderten aber auch die Schreibkundigen von einer Stelle zur andern, bei uns von einem Kloster zum andern, und machten Schule. Was bei solchen Verhältnissen einmal herauskommen konnte, dafür ist ein gutes Beispiel das Hildebrandslied, bei dem ganz oder halb niederdeutsche Flicken aufgenäht sind auf das im allgemeinen hochdeutsche Gewand.

Aber solche Kinderkrankheiten gingen auch vorüber, und es bildete sich wirklich eine einheitliche örtliche

Schreibsprache heraus, wie wir es in Griechenland in vollkommenstem Maße sehen an dem Nebeneinander z. B. des Joniers Herodot, des Atheners Thukydides und eines Doriers wie Archimedes. Aber auch Frankreich ist in älterer Zeit in der Weise mannigfach geteilt, ebenso England, und alle andern Länder, natürlich auch Deutschland.

Doch haben wir es im Mittelalter doch zu einer ziemlichen Einheit gebracht in dem Mittelhochdeutsch der guten Dichter. Diese Sprache ist wesentlich hochdeutsch, und zwar, wie die Herkunft der Dichter schon erwarten läßt, oberdeutsch (elsässisch = schwäbisch = bayrisch). Die Sprache des Volkes ging demgegenüber sehr auseinander, wie uns passende Überlieferung mehrfach bezeugt. Niederdeutschland blieb seiner eigenen Mundart auch in der Schrift treu, wenn sich auch hier Ansätze fanden zu einer niederdeutschen Gemeinschreibung, und trotz vieler besonders später sich häufender hochdeutscher Einwirkungen.

Noch im Zeitalter Luthers sah es hier sehr bunt aus, anscheinend beinahe viel bunter als zur Zeit der Hohenstaufen.

Im Hochdeutschen waren erst die Kanzleien der großen Fürsten und Städte ein Muster, später die großen Druckereien in Augsburg, Nürnberg, Ulm, Basel, Straßburg, Mainz. Luther führte da mit einem großen Schlag eine Änderung herbei, indem er die Einheit wenigstens anbahnte, zunächst mit Erfolg vor allem bei seinen Anhängern, den Protestanten, durch deren überwiegende Stellung im Lauf der nächsten zwei Jahrhunderte auch bei den Katholiken, besonders in Bayern und Osterreich.

Mit Scharfblick hatte Luther den richtigen Weg erkannt: er vermied selbst alle groben Eigenheiten seiner engeren Heimat und kam der Sitte der kaiserlichen und der damit sprachlich zusammenhängenden kursächsischen Kanzlei, aber auch den Eigentümlichkeiten seiner nähern Nachbarn im Westen und Osten, also des ganzen thüringisch-ober-sächsisch-schlesischen Gebietes entgegen. Seine Sprache ist also im Grunde doch ostmitteldeutsch, wie neuere Untersuchungen für die verschiedensten Teile der Sprachlehre mehr und mehr ergeben.

Da sich die Schlesier ihm aus landschaftlichen Gründen angeschlossen und wegen der geistigen Abhängigkeit des Ostens von Sachsen-Thüringen auch anschließen mußten, wurde die sächsisch-schlesische Schreibart maßgebend wenigstens auf dem Papier. Anderes schaffte ihr auch Geltung im Leben: der Vorrang des Leipziger Buchhandels, der Einfluß der Universitäten Leipzig und Wittenberg und Gelehrte und Grammatiker wie der Nürnberger Stieler und später Gottsched, der trotz seiner Herkunft aus Ostpreußen seine ganze Kraft einsetzte für das Meißnische seiner neuen Heimat.

Aber wenn Luthers Bibel nicht ganz Norddeutschland in ihrem Bann gehalten hätte, wären der Quedlinburger Klopstock und noch mehr der Mohrunger Herder wohl einen mehr norddeutschen Weg gegangen.

Ihnen wirkte freilich gerade damals der Süden gewichtig entgegen: die Schweizer Dichter und Gelehrten und der Schwabe Wieland. Goethe hat dann alles zusammengefaßt. Wir wissen, daß man in Leipzig auch an seiner Sprache herumnörgelte, und daß er seine neue Weisheit zunächst gutgläubig auch seiner Schwester eintrichterte. Wir erkennen auch manches anscheinend

Thüringisch-Sächsische an ihm. Aber alles in allem bricht doch in ihm überall der echte Frankfurter durch, am meisten in seinen jüngeren Jahren. Wer ein Ohr und ein Gefühl hat für die sprachlichen Eigenheiten der Frankfurter Gegend, der hört das bei Goethe überall heraus, und ein Goetheerklärer sollte eigentlich nur aus Frankfurt stammen oder doch zu Hause sein in der Frankfurter Dent- und Mundart, wie das Fernerstehenden auch das Buch von Astenasyn bewiesen hat.

Man merkt diesen südwestdeutschen Einschlag in unserer bisherigen Schriftsprache besonders deutlich jetzt, wo die Schreibsprache allmählich wieder einen mehr norddeutschen Anstrich bekommt, durch die Berliner Zeitungen und durch Schriftsteller wie Hauptmann, Sudermann, Frenssen.

Aber die Aussprache dieser Schreibsprache? Hier holpert man noch mehr bergauf und bergab als in der Schreibung. Dem Geschriebenen sieht nur der Kenner vielleicht einmal an, in welchem Gärtchen es gewachsen ist: in Bern oder Wien, München oder Dresden, Breslau oder Danzig, Stettin oder Hamburg. Bei dem Gesprochenen liegt die Herkunft, wie wir vernommen haben, eher zutage. Schriftsprachlich ist hier nur das, dem man, wie es Jespersen zuerst richtig und schlagend ausgedrückt hat, keine mundartlichen Züge mehr anmerkt. Nur der spricht ein richtiges Schriftdeutsch, der seine Heimat und Herkunft gar nicht erraten läßt. Tatsächlich tun das nur die Schauspieler, und auch die nur annähernd, und eigentlich nur im guten Schau- und Trauerspiel. Eine Iphigenie im Weimarer Hoftheater berührte mich seinerzeit trotz der sonstigen Glätte ihre Aussprache ganz merkwürdig; wieso, ward mir erst klar, als ich ihr Gesicht und

ihren Namen auf dem Spielplan genauer ins Auge faßte: es war eine Jugendbekannte aus Heidelberg.

Hannover macht zwar den Anspruch, hier uns ein Muster geben zu können, so wie es früher Meißen tat. Aber Berlin und München, Breslau und Straßburg haben das gleiche Recht, wenn sie in gewissen auffälligen Punkten ihre landschaftliche Lautung preisgeben und sich im allgemeinen an das Schriftbild halten. Aber nur im allgemeinen! Der Nordwesten Deutschlands, Hamburg und seine Nachbarschaft, tut sich nämlich etwas darauf zugute, daß er in Fällen wie „spiz“ und „Stein“ allen andern Deutschen an Richtigkeit über sei, weil er genau so spreche, wie man schreibe. Mit Unrecht. Denn hier ist die Schrift ganz und gar nicht maßgebend.

Wir müssen daher das Verhältnis von Laut und Schrift doch etwas näher erörtern.

c) Laut und Schrift.

Vielleicht findet jemand, daß diese Ausführungen der Schrift überhaupt zu wenig gedenken, der anscheinend so treuen Dienerin der Sprachformen. Vielleicht nicht ohne Grund. Das folgende möge daher dazu dienen, seine Neugier zu befriedigen und unser bisheriges Verfahren zu rechtfertigen. Die ältere Geschichte der Schrift brauchen wir dabei nur soweit zu streifen, als für unsere vorliegenden Zwecke förderlich sein kann.

Ursprünglich malten die Schriftzeichen wohl die Dinge selbst ab, wie wir es so künstlerisch fein auf den alt-ägyptischen Denkmälern sehen: das A bezeichnete etwa den Stierkopf und damit den ganzen Stier, das B ein Haus uff. Sie waren also Wortzeichen. In Zusammensetzungen wie „Haustür“, „Seemöwe“ konnte

eine Reihe dieser Zeichen schon so etwas wie den Wert unserer Bilderrätsel bekommen. Noch mehr als das drückte lautliche Abschleifung dann wohl diese Zeichen, die selbst der Drang des Augenblicks zu vereinfachen und kürzen lehrte, zu Silbenzeichen herab, b zur Wiedergabe von ba, g zum Ausdruck von ga usw. Eigentliche Vokalzeichen wurden gar nicht verwandt oder erst später als Beiwerk über oder unter der Zeile, manchmal auch als Anhängsel des Buchstabens hinzugefügt. Diesen Zustand zeigt uns noch das Semitische, wo im Hebräischen die Vokalzeichen ganz nebensächlich sind und ihr Fehlen daher Doppelleisungen gestattet wie Jahve und Jehova.

Erst nachdem einzelne Konsonanten verstummt waren, konnte ihr Bild zum Vokalzeichen umgedeutet und es selbst als Vokalzeichen weiter verwertet werden. Das bildet den Übergang zu der uns allen geläufigen Sitte, mit dem Zeichen kein Wort und auch keine Silbe, sondern nur einen einzelnen Laut wiederzugeben.

Diese Aufgabe ist aber nicht so leicht, wie man sich in Erinnerung an seine ersten Lese- und Schreibversuche wohl vorstellt; sie setzt die geistige Arbeit von Jahrhunderten voraus und hat die Eierschalen ihrer geschichtlichen Entwicklung doch noch heute an sich hängen.

Zunächst besteht das gesprochene Wort gar nicht aus Einzellaute, am wenigsten aus den wenigen, die man mit der Schrift festhält, sondern das Wort ist meist eine fortlaufende Einheit („Haus“ = h_a_u_s), in der nur gewisse wichtige Einstellungen der Sprechwerkzeuge die Hauptrichtung bezeichnen. Nur diese wichtigen Marksteine auf dem Lautweg gibt die Schrift wieder, gestützt auf die Tatsache, daß diese Merkszeichen immer wieder den

gewollten Weg finden lassen. Aber die Zahl und die Art dieser wichtigen Stützpunkte kann man aber vielfach im Zweifel sein; ein mundartliches fest „fest“ oder Kleid „Kleid“ wird zwar jeder unbedingt mit den heute üblichen deutschen Schriftzeichen festhalten können, schon weniger unser Baaⁿ oder Beeⁿ „Bein“, unser neeⁿ „nein“ und scheeⁿ „schön“, weil hier die Naselung des Vokals mit in Betracht kommt; ebenso nicht so leicht die Entsprechung von Augen (Ag^o), oder Fälle wie bei^m (beim) „bei ihm“, unnich (unnch) „unter“, weil hier der eine Vokallaut so flüchtig ist, daß man wirklich im einzelnen Wort nicht weiß, ob man ihn gerade gesprochen hat oder nicht, und darum um so mehr im allgemeinen im Zweifel ist, ob man ihm Wert beilegen soll oder nicht.

Nun erschwere man sich aber die Aufgabe probeweise einmal dahin, daß man sein mundartliches Deutsch in französische oder englische Lautzeichen umsetze, so, daß ein Franzose oder Engländer es lesen kann. In dieser Lage wären nämlich die meisten Schriftbegründer, da sie ihre Zeichen meist von einem fremden, höherstehenden Volk herübernahmen. Mit Kleid wird man hier schließlich auch leicht fertig, jedenfalls im Französischen, wo Wörter wie bête, fête anlingen und unser Kleid also etwa clête oder clâte zu schreiben wäre; schon weniger im Englischen, wo clate oder claité leicht Kle^t gelesen werden könnte. Und erst scheeⁿ „schön“ oder noⁿ „nun“? Man wird sich dieser Schwierigkeiten wirklich richtig nur am eigenen Leibe bewußt, wenn man versucht hat, fremde Sprachen niederzuschreiben, entweder solche, die mit andern Zeichen wiedergegeben werden, wie etwa das Russische oder Arabische oder Chinesische (Kiautschou ist für uns ein solches Beispiel), oder solche, die überhaupt noch keine Schrift besitzen.

Aber selbst wenn diese Aufgabe gelöst ist, sind wir noch lange nicht über dem Berg, sondern es legen sich neue Schwierigkeiten in den Weg, insonderheit dadurch, daß das Lautbild sich im Lauf der Zeit unmerklich mehr und mehr ändert, während das Schriftbild bleibt. Dann bekommt eben das Zeichen einen andern Wert: unser ie lautete einmal wirklich ie (i und e), so in lieb, Dieb, Tier (mhd. liep, diep, tier), das französische ai wirklich einmal a-i (fait, lait), das englische ea in bean, mean wirklich einmal e-a (béan, méan).

Nun können zwei ursprünglich getrennte Lautformen zusammenfallen wie in unserem lieben neben sieben (mhd. lieben: siben), Tier neben mir, oder mundartlich lieben und üben, gehn und schön; oder französisch fête „Fest“ (lat. dies festa) und faite „gemacht“ (lat. facta); endlich englisch bean „Bohne“ und keen „scharf“, night „Nacht“ und write „schreiben“ (altengl. niht: wri^tan).

Daraus ergibt sich ein Durcheinander und eine Verlegenheit bei der Schreibung, weil der nicht sprachgeschichtlich gebildete, gewöhnliche Mensch nicht weiß, wo die eine Schreibart angebracht ist, und wo die andere. Manchmal tun solche durch die lautliche Verschiebung freiwerdende Zeichen gute Dienste: weil Tier, lieb, lieben jetzt langes i enthalten, überträgt man dieses Zeichen auch auf Fälle, in denen i durch bloße Dehnung aus einfachem kurzem i entstanden ist, schreibt also sieben, trieben, Sieb (mhd. siben, triben, sip); und ebenso überträgt man das stumm gewordene h aus Stahl, Gemahl, sehen, leihen, gedeihen (mhd. stahel, gemahel, sehen, lihen, gedihen) auf Zahl, fahl, Mehl, drehen, gehen (mhd. zal, val, mel, dræjen, gēn); übrigens ähnlich, wie der Franzose seinen aus altem über-

geschriebenen s entstandenen Zirkumflex von bête (lat. bestia), fête (lat. festa) überträgt auf chaîne „Kette“ (catena) und von vous fûtes (fuistis), vous eûtes (habuistis) auf nous fûmes (fuimus), nous eûmes (habuimus).

Leider bleibt die Übertragung launenhaft und von manchen Zufällen abhängig: so kreuzt sich die Neigung, mit h die Dehnung zu bezeichnen, mit der andern, hierzu — was an sich ganz vernünftig ist — das einfache Zeichen zu verdoppeln wie in Saal, Haar, Seele, und es stehen sich gegenüber Zahl und Saal, Reh und See. Da man aber i und u nicht verdoppelte, weil sie in der Schrift nicht deutlich genug gewesen wären — i i hätte man z. B. ü lesen können, und uu leicht un oder nu — stimmt mir einerseits nicht zu Haar, andererseits nicht zu Tier.

Bei dem h spielten überdies gelehrte Schrullen mit herein. Weil die viel bewunderten Griechen jedem anlautenden r ein h-Zeichen anfügten, was sich in lateinischer Umschrift durch rh darstellt (*Rhodos* = Rhodus), glaubte man die Wörter zu adeln, wenn man ähnlich vor allem in Fremdwörtern anlautendes rh setzte (Rhömer, Rheims, Rhätien). Der gute deutsche, wenigstens aus einem alten Kelten zu einem echten Deutschen gewordene „Water Rhein“ schleppt dieses h ja noch heute mit sich herum, ebenso der Eigename Rhode, dem man deshalb seine eigentliche Bedeutung, seine „Köte“ gar nicht mehr ansieht.

Ähnlich steht es mit dem th in Thron, mit dem ph in Fremdwörtern wie Telegraph, Telephon, Phantom, ja leider auch mit dem v in Vater, vier, voll.

Denn hier, in diesen gut deutschen Wörtern, schreibt man heute noch v gegenüber dem sonst durch-

geführten f infolge einer merkwürdigen Verkettung altertümlicher Verhältnisse: eigentlich bezeichnete man den f-Laut immer mit v; nur wo das alte v mit u verwechselt werden konnte, wo es also neben u oder n stand, griff man zu dem f. Dieses f drang dann durch, aber das v blieb und bleibt auch noch in der Gegenwart, hoffentlich aber nur bis zur nächsten, von allen Einsichtigen für möglichst bald gewünschten amtlichen Aenderung. Dieser arbeiten ja die bisherigen Eingriffe schon gut vor: nachdem das Dehnungs-h hinter t gefallen ist, so daß jetzt rot und Mut auf die gleiche Stufe gebracht sind mit den von jeher so geschriebenen tot und gut, rauben Seher und Tüncher das h auch schon dem Thron, und mit noch mehr Recht dem Thee, weil wir in diesem chinesischen Wort das h wohl nur den Franzosen nachahmen, die hier Gelehrten dünkeln auch einmal in die Irre geführt hat. Ja, erfreulicherweise grüßt uns auf Inschriften auch schon der Photograph vorn und hinten mit einem f (Fotograf), das in Elefant die meisten Staaten schon seit einiger Zeit amtlich empfehlen. Der böse Phosphor, der aufdringliche Phonograph sollten baldigst folgen! Hier sind die Italiener, die Erben und Nachkommen der Alten, schon lange vernünftiger als wir zottigen Kleinigkeitsfrämer in Deutschland: denn sie kennen überhaupt den fosforo und dergleichen verhältnismäßig junge Fremdlinge nur im volkstümlichen Gewande des f. Wenn die nächste Regelung diesen ph, th und v den Laufpaß gibt, tut sie ein gutes, aber auch nötiges und zeitgemäßes Werk. Die Leser der bisherigen Ausführungen werden dann hoffentlich dieser Aenderung keine Steine in den Weg legen und in die Klagen der alten Leute aller Stände und aller Läger mit einstimmen, die meinen, die Welt ginge

unter oder wenigstens die deutsche Kultur stehe in Gefahr, wenn einmal einige überflüssige Schriftzeichen über Bord fallen.

Freilich bin ich kein solcher Heißsporn, um nicht zu erkennen, daß eine Änderung auch ihre Schwierigkeiten hat. Im Gegenteil, ich möchte im folgenden ausdrücklich darauf hinweisen!

Man ahnt diese Schwierigkeiten schon, wenn man nur die Vorschläge hört, die von den verschiedenen Seiten in dieser Hinsicht laut werden. Denn daß eine Änderung und Besserung nötig ist, das ist wirklich das Einzige, worüber die verschiedenen Bekämpfer der jetzigen Zustände einig sind. Sonst führen sie im allgemeinen zwei Wahlsprüche im Wappen, entweder „geschichtlich“ oder „lautgemäß“.

Die geschichtliche Richtung ist die ältere und eine Folge der zunehmenden Kenntnis des Altdeutschen. Den Verfechtern dieses geschichtlichen Standpunktes öffnete die Augen der Vergleich zwischen der trotz aller Mängel einfacheren und lautgetreueren Schreibung der älteren, besonders der ältesten Zeit und den Zuständen von heute, auf die alles mögliche eingewirkt hat: mundartliche Unterströmungen, launenhafte Einfälle sich gelehrt und wichtig vorkommender Schulmeister, Rücksichten auf das Altertum oder das neuere Ausland, Schreibseligkeit hungernder, zeilenweise bezahlter Schreiber und Abschreiber mit ihren Schreibungetümen wie „unndt“, „Kriegth“ und ähnliches; sie, diese Befürworter der geschichtlichen Schreibung, empfehlen daher, darunter J. Grimm, Rückkehr zu diesem früheren Brauch: im einzelnen also Setzung des *ie*, wo es im Mhd. vorliegt, und wo es noch z. B. die Schweizer sprechen, Scheidung der *s*-Laute in einfaches *s*

oder sz nach der Herkunft dieser Laute, also Setzung des sz, wo im Ndd. t gegenübersteht, also nicht nur in Faß, naß, heißen, sondern auch in bis, Sims, Ameise, kreisen „gebären“ (mhd. biz, simez, āmeize, kreizen), dagegen einfaches s nicht nur in Besen, Busen, sondern auch — wie die Entwicklung später auch bestätigt hat — im Vlies „Fell“ (spätmhd. vlies), deshalb, weshalb, ausnahmslose Entfernung des jungen, nur dehrenden h und dergleichen.

Demgegenüber machte das andere Lager geltend, daß dieses Verfahren nicht nur unnötig das Gedächtnis belastete, sondern auch zu neuen, dem gewöhnlichen Schreiber lästigen Widersprüchen führe, wie bei Scheidung der s-Laute, bei der Auseinanderhaltung von ie und i und der damit zusammenhängenden zwiespältigen Bezeichnung der Dehnung.

Sie huldigten den Grundsatz „schreibe, wie du sprichst“. Leicht gesagt, schwer getan! Wenn der Bayer sprachgemäß schriebe und ebenso der Berliner, der Elsässer und ebenso der Ostpreuße, so würde die Verwirrung noch größer, als sie jetzt ist, auch wenn alle Landschaften über die groben Eigenheiten ihres Lautstandes hinweggingen: der Schweizer müßte Tach, liep schreiben, der Pfälzer wenigstens Tach und liip.

Aber selbst innerhalb der Landschaften würde man nicht einig: die gewöhnliche fließende Rede unterdrückt nicht nur, wie wir wissen (S. 25, 33), unbewußt Laute wie in Frankfurt, Stuggart, Reich(s)stadt, Friedrich(s)straße, sondern gibt den Wörtern überhaupt ganz verschiedene Lautung je nach dem Zusammenhang und der Art der Nachbarlaute: man sagt im Bamberg, in Göttingen, ähnlich dem französischen Nebeneinander von les femmes:

les hommes, dix francs: dix heures, engl. of London: of (ov) Aberdeen; ja man sagt wenigstens in Norddeutschland Haus: Hausēs (haus: hauses), lieb — lieber, Rint: Rindes, ganz zu geschweigen von Fällen wie Hoff „Hof“: Hofes, Grapp „Grab“: Grabes, Lad „Lag“: Tages. Das alles verlangen ernsthaft führende Vertreter der lauttreuen Schreibung.

Dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, erforderte aber nicht weniger Kenntnisse, als die Anlehnung an das Altdeutsche, das doch immerhin ein leicht nachahmbares Muster abgäbe, sondern sogar mehr und ganz neue Kenntnisse, weil die Beobachtung der wirklichen Aussprache kaum einigen geübten Fachleuten einigermaßen glückt; der Gelegenheit zu Haarspaltereien und ärgerlichen Zänkereien wäre also Tür und Tor geöffnet.

Lassen wir es also lieber beim Alten und huldigen einem gemäßigten Fortschritt, der alle 10—20 Jahre nur ein kleines Häufchen Schutt aufkehrt! Dann schneidet die Maßregel nicht zu sehr in das wirtschaftliche Leben ein, bei den Druckereien und Buchhandlungen, deren Erzeugnisse und Waren sonst mit einem Male veraltet; die älteren an den bisherigen Gang der Dinge gewöhnten Leute kommen nicht aus dem Trab, und die Schriftbilder ihrer alten Gewohnheit fallen den Jüngeren nicht so unangenehm auf. Es hat sich bei den beiden letzten Änderungen alles schließlich ausgeglichen, und es wird sich eine Änderung auch in der Zukunft friedlich einleben!

Wir sind gerade jetzt besonders angewiesen zur Vorsicht. Es schwebt der Streit um die Musterausprache, und dieser Zwist soll durch die Frage der Schreibung nicht neu angefacht, sondern gemildert werden. Die bisherige Schreibung hat nun den großen Vorteil, daß sie

mundartliche Unterschiede glücklich verdeckt, da jeder das oder jenes Schriftbild nach seiner Sprechart deuten kann; Änderungen und Besserungen in der Aussprache lassen dann die Schrift auch unberührt, die der Neuerung ebenso dient wie dem bisherigen Brauch. Seemännisch ausgedrückt folgt auch hier die Flagge dem Handel.

Großbuchstaben und Kleinbuchstaben; deutsche oder lateinische Schrift. Zwei Sonderfragen der Schrift haben in letzter Zeit sogar die Öffentlichkeit beschäftigt: die Frage der großen Anfangsbuchstaben und der Streit: Deutsche Schrift oder Lateinschrift? Ich darf wohl auch hierüber einfach und unparteiisch um so mehr meine Meinung äußern, weil gerade in der zweiten Sache noch sehr vielerlei von außen herein mitspricht.

Die Verwendung der Großbuchstaben ist in unserer Weise jung; die Großbuchstaben sind zwar ganz früher einmal das allein Übliche gewesen, weil sich ihre eckige Form allein eignete zur Einritzung in harten Untergrund, Stein, Holz, Metall; die Flüchtigkeit des häufigeren Schreibens aber milderte bald ihre Starrheit und rundete sie zu den kleinen Formen ab. Das gesamte Mittelalter gebrauchte bei uns nur eine einzige Form, in Deutschland wie in Italien, Frankreich und England. Bei dieser Schriftgattung wurde freilich auf die Anfänge der Werke, und darin auf die Anfänge der größeren und manchmal auch kleineren Abschnitte mehr Wert gelegt als auf das sonstige Schriftbild, und die hier auftretenden Anfangsbuchstaben vergrößert, verziert und meist auch umständlich ausgemalt. Der gleichen Auszeichnung erfreuten sich im fortlaufenden Innern die Eigennamen, vor allem der Name Gottes, den man

deshalb bis in die neuere Zeit herab in lauter Großbuchstaben setzte (GOTT) ebenso wie Christus, Jesus. Nach und nach hob man auch sonst wichtige Wörter, Hauptwörter im eigentlichen Sinn des Wortes, so hervor. Aber noch im ganzen 16. Jahrhundert herrschen die Kleinbuchstaben vor. Erst nachher wurden die Großformen bei uns in Deutschland stehend für die Substantive, die ja meistens gleichzeitig die wichtigsten Wörter waren, also Hauptwörter in dem doppelten Sinn. Ebenso wurde der Großbuchstabe stehend in den Fürwörtern der höflichen Anrede Sie, Ihr, früher auch Er, Sie („Was will Er“?). Das ist die Übung der neueren Zeit. Im Ausland sind die Kleinbuchstaben vielfach allein im Gebrauch geblieben, abgesehen von den Eigennamen und den Satzanfängen, so in Frankreich, Italien, England, auch Rußland. Fernerliegende Sprachen kennen aber auch diesen Unterschied nicht, z. B. das Sanskrit und das Arabische.

Für unseren Doppelgebrauch kann man nur das anführen, daß er manchmal sonst gleiche Wortformen von vornherein unterscheidet (Leben — leben; Gut — gut). Das gilt aber — so sehr unser Auge auch am Schriftbild hängt — eigentlich nur für alleinstehende, zusammenhanglose Formen, schon weniger für den Satzzusammenhang, der ja den Leser schon sowieso über den Sinn der Wörter aufklärt, so wie er es beim Hörer überhaupt tun muß. Und selbst da versagt das Mittel manchmal, so bei gleichlautenden Hauptwörtern (der, die Leiter; der, die Heide), wo es vor allem gerade die Eigennamen mit den gewöhnlichen Hauptwörtern zusammenwirft. Sonst führt diese Doppelheit, die freilich auch dem Dänischen, Schwedischen und Holländischen eigen ist, aber nur zu Verlegenheiten, so etwa, wenn man sonst Dinge oder

dinglich Gedachtes bezeichnende Hauptwörter übertragen gebraucht, etwa in Redensarten wie imstande sein, zugunsten, wegen, um -willen; darum auch bei der übertragenen Verwendung sächlicher Ausdrücke aufs beste, am schönsten, zum mindesten, auch ins reine schreiben. Unsere Regelbücher müssen dafür ja immer besondere Abschnitte enthalten, die aber nicht einmal ihre Verfasser auswendig kennen oder anwenden; darum wird auch kein vernünftiger Vorgesetzter auf ihrer Anwendung bei seinen Untergebenen bestehen. Nur kleinliche Geister, die von dem Wesen dieser Fragen keine Ahnung haben, quälen sich und andere mit diesem Wust von Einzelheiten, wo jeder Regel wieder soundsoviel Ausnahmen spotten. Höchstens der Grundsatz kann Geltung haben, daß man alles klein schreibt, über dessen Schreibung man als Erwachsener überhaupt im Zweifel sein kann. Wenn man etwas großes, jemand fremdes nur klein schreibt, verschlägt auch die Kleinschreibung nicht viel bei Verbindungen wie das große, ein großes.

Vielleicht ändert man später, bei der nächsten amtlichen Schreibverbesserung, in diesem Sinne. Vorläufig kann man nur eindringlich empfehlen, auch da weitherzig zu sein und eher ein oder gar zwei Augen zuzudrücken, wenn einmal ein Kleinbuchstabe zu viel erscheint, als päpstlicher sein zu wollen als der Papst, das heißt auf der Durchführung der amtlichen Regeln bestehen zu wollen, die doch nicht erschöpfend sind und ihre Auskunft nur anbieten, nicht aufzwingen. Wissenschaftliche Bücher druckt man bei uns wie im skandinavischen Norden und in Holland häufig nur fortlaufend in Kleinbuchstaben, ebenso aber auch in Lateinschrift.

Und damit kämen wir zu der zweiten Anmerkung in diesem Schlußabschnitt, zu der Frage: deutsche oder Lateinschrift.

Auch hier hat die Lateinschrift den Vorrang des höheren Alters; das ganze frühe Mittelalter hielt an ihr fest, auch bei deutschen Werken: Hildebrandslied, Wessobrunner Gebet, Otfried muten in dieser Hinsicht jedenfalls eher lateinisch an als deutsch. Aber allmählich änderte man die Gestalt dabei doch etwas, zunächst das u, wozu das Lateinische schon eine Handhabe bot, dann das s, bei dem man die Bogen oben und unten in die Länge zog (/), usw. Kurz, nach und nach machte man alle die erst rund geschweiften Zeichen edig; aus der altlateinischen Rundschrift wurde eine mittelalterliche Ed- oder Bruchschrift (Fraktur). Und zwar im ganzen Westen des Erdteils, in Frankreich also nicht minder als in Italien. Je später um so mehr gleichen die Zeichen unserer heutigen im Grunde also fälschlich sogenannten deutschen Schrift. Der Buchdruck übernahm natürlich diese damals allgemeine Form und verlieh ihr Dauer wenigstens bei uns, während das romanische Ausland, das die Wiedergeburt des Altertums, die Renaissance, wieder an seine Vorfahren und an seine Vergangenheit erinnerte, auch hier allmählich wieder mehr gelehrte — vom Standpunkt der „deutschen“ Schrift müßte man sagen „heimische“ — Anwandlungen bekam und zur Rundschrift überging.

Seitdem ist die Edschrift aber bei uns üblich, und es mag vielleicht richtig sein, daß den heute gebräuchlichen Zeichen Dürer ihre letzte und endgültige Form gegeben hat, so weit hier überhaupt von so etwas die Rede sein kann. In diesem Sinne mag man die Zeichen auch deutsch nennen; unsere nordischen Verwandten werden

das nicht übel nehmen, ebenso wie wir es ihnen nicht verargen, wenn sie die auch bei ihnen herrschende *Ed-*
Schrift „echt dänisch“ oder „echt schwedisch“ nennen.

Trotz dieser bedingten *Deutschheit* darf man aber doch wohl fragen, ob man auf sie nicht besser verzichtet zugunsten der *Lateinschrift*. Hauptsächlich aus unterrichtlichen Gründen und aus Rücksicht auf die Belastung des Gedächtnisses. Unsere Kinder lernen acht verschiedene Formen des *Abc* (deutsch, lateinisch, Großform, Kleinform, Schreibschrift und Druckschrift), während das Ausland sich im Grunde mit einer einzigen begnügen kann, da hier die Großbuchstaben zunächst und überhaupt nicht nötig sind. Unsere Kinder bewältigen das zwar meist ohne Schwierigkeit; aber heute, wo man dem Kindergehirn so vieles aufbürdet und eintrichtert, könnte man die dafür nötige Kraft vielleicht besser verwenden. Übung macht zwar den Meister! Aber es scheint doch nicht recht, daß gerade die Schreibkunst die beste Grundlage für eine solche Übung sei, wie auch wohl sicher steht, daß das menschliche Gehirn — bei der Mehrzahl der Sterblichen wenigstens — doch eine beschränkte Fassungskraft hat, wenn auch in verschiedener Richtung, und daß, wenn es sozusagen ausgefüllt ist, eine Neuaufnahme nur möglich ist bei Ausscheidung, Vergessen von etwas Altem. Und ob dann die Kenntnis der acht Schriftarten wirklich der richtige *Edpfeiler* ist, nun, darüber kann man streiten.

Wichtig wäre hier die Ansicht vorurteilsloser Augenärzte kennen zu lernen und zwar sowohl darüber, ob *Ed-*
Schrift mehr dem Auge wohltut oder *Rundschrift*, als auch über die Zweckmäßigkeit des Nebeneinander und Durcheinander. Nach den Zeitungen soll die ärztliche

Welt hier auf der Seite Bismarcks stehen, eines Anhängers der Cäcilienschrift. Aber selbst der rückhaltloseste Verehrer Bismarcks braucht in dieser rein erzieherischen und die menschliche Anlage betreffenden Frage seiner Laune und Gewohnheit doch keinen größeren Wert beizumessen als den Nachrichten der auch bei sonstiger Unabhängigkeit doch in solchen Fragen nicht immer unparteiischen und einsichtigen Zeitungen. Denn was während der letzten Jahre da ab und zu in wissenschaftlich aufgepußtem Gewand durch den deutschen Blätterwald huschte, trug zu sehr den Stempel bestellter zielbewußter Aufmachung.

Auf die Ärzte treffen die Zeitungsmeldungen jedenfalls nicht ganz zu. Eher ist das Umgekehrte richtig. Denn gerade die angesehensten Vertreter der Augenheilkunde haben sich z. B. auf eine Anfrage der Zeitschrift „Umschau“ mehr oder minder bedingungslos für die Lateinschrift ausgesprochen, und andere haben sich mir noch mündlich ebenso geäußert. Freilich darf man fragen, ob sie die Frage nach allen in Betracht kommenden, auch das rein augenärztliche Gebiet überschreitenden und in die Gehirnforschung einschlagenden Seiten haben prüfen können. Das Auge faßt beim geübten Lesen nicht mehr das einzelne Lautzeichen, sondern das ganze Wortbild auf, und es bliebe zu erwägen, ob hier das deutsche Schriftbild nicht rascher faßbar ist als das weniger Angriffspunkte bietende lateinische.

Es stehen natürlich auch hier viele Werte auf dem Spiel, in Druckereieinrichtungen und Büchervorräten. Aber der Umschwung kommt doch nicht über Nacht, und man dürfte wohl getrost wetten, daß vorher das heute in diesen Dingen angelegte Geld stufenweise noch mehr als einmal ganz abgeschrieben werden könnte.

Wozu also diese unehrliche Irreleitung der öffentlichen Meinung, die eher den sonst friedlich bleibenden Gegner ins Feld ruft und den Widerstand mehr weckt als einlullt.

Damit selbst Rufer im Streit zu werden, wünsche ich nicht; denn ich fühle mich auch bei den heutigen Zuständen wohl. Nur das eine möchte ich hiermit zu bedenken geben, ob die Behauptung wirklich so ohne Einschränkung zu halten sei, daß es sich hier um etwas wesentlich Deutsches handle. Mit solchem Grunde verteidigt man leider ja auch — und teilweise noch mit besserem Rechte — von beteiligter Seite so manche gesellschaftliche Unsitte bis zum Biertrinken, Wirtshaus-sitzen und Zigarrenrauchen.

Ich weiß ja wohl, daß ehrenwerte, gewissenhafte und gewichtige Männer wieder kürzlich ihre Stimme erhoben haben für die Edßchrift; und ich verkenne auch nicht, daß diese tief in unsere Gewohnheiten und unser Gefühl eingewurzelt ist. Aber wenn ich auch schließlich noch bereit wäre, die Edßchrift für etwas zu einer deutschen Eigenheit Gewordenes zu erklären, so sehe ich darin doch nur eine hübsche Außerlichkeit, auf der die Größe und Zukunft unseres Volkes ebenso wenig beruht, wie sich etwa Biederkeit und Zuverlässigkeit des einzelnen zeigt bei ihrer Verteidigung.

Ich will nicht scherzen und mit verstiegener Deutschtümelei sagen, wir täten dann auch besser, anstatt in neuzeitlicher, aus dem Westen gekommener und auch heute noch von guten Vaterlandsfreunden aus Paris und London bezogener Kleidung in Bärenfellen herumzuwandeln, anstatt des aus dem Süden eingewanderten edleren Weines in Erinnerung an Botan süßen Met zu trinken, und statt mit Kaviar, Austern und französischem

Schaumwein unser Mahl üppig zu gestalten, uns entsagungsvoll „deutsch“ den Leib zu füllen mit Wurzeln der Wälder, bitterem Steinobst oder „Beeren wilder Art“. Ich meine nur: wenn sich aus dem Gebrauch der verschiedenen Schriftarten Nachteile für die Gesundheit der Augen oder für die geistige Ausbildung überhaupt ergeben sollten, dann in Gottsnamen auf die Cätschrift lieber verzichten! Ich füge mich also dem Urteil der hier sachverständigen Richter!

IV.

Folgerungen und Ausblicke.

Unsere bisherigen Ausführungen sind dem Laufe der Tatsachen einfach gefolgt, ohne dazu Stellung zu nehmen. Wir haben „müßig und bewundernd“ die Flut des Sprachlebens an uns vorbeirauschen sehen, ohne sie durch Schleusen, Zeilen, Dämme aufzuhalten und in ihrer Richtung zu beeinflussen. Ist das nötig? Müssen wir grundsätzlich die Hände hier immer im Schoß halten und die Dinge gehen lassen, wie es ihnen beliebt, weil etwa unsere Einwirkung nur einem Sandhäufchen gleicht, das der Strom langsam oder rasch hinwegleckt? Müssen wir nicht nur den Lautwandel über uns ergehen lassen, sondern auch alle Sprünge des Bedeutungswandels, alle Erzeugnisse der Analogie, jede Störung der Einheit? Als Grundsatz klingt es ja sehr schön, diese Naturgewalt in Ehrfurcht walten zu lassen und einfach zu schwimmen mit dem Strom, nicht gegen ihn. Aber im einzelnen Fall regen sich doch Bedenken in jedem, der etwas auf seine Sprache hält, und noch mehr für einen, der verantwortlich sein muß für andere und auf längere Zeit. Ist alles und jedes wahllos richtig? Und ist nicht das eine schöner als das andere, im Klang, im Gedanken? Das rein und zumal im täglichen Verkehr gesprochene Wort schärft zwar das Gewissen weniger; denn „wie der Klang verhallt in dem Ohr, verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Wort“;

noch weniger bewahrt sie ihre kleinen Mängel und Schwächen, zumal da man auch bei genauestem Hinhören nicht alles deutlich bemerkt und noch weniger für ihr Vorhandensein bürgen kann. Die feierliche Mitteilung an einen größeren aufmerksamen Kreis, die Festlegung im Druck stellen größere Ansprüche. Da zwingt die Lage oft zu der Überlegung, was dem Bedürfnis gerade am besten entspreche, und drängt zur bewußten entscheidenden Wahl.

a) Sprachrichtigkeit.

Die alte, weniger kenntnisreiche Zeit nahm sich in dieser sprachlichen Sache viel eher etwas heraus; die Grammatiker waren hier Sprachlehrer im weitesten Sinne des Wortes, geradezu Sprachmeister und Meisterer, Schulmeister der Sprache. Und in der Zeit vor Grimm, im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit, richteten sich diese Sachverständigen nach dem Muster der Mehrheit der Fälle, nach der Analogie, wie die alten Griechen und Römer dies nannten. Dabei war freilich der ihnen zu Gebote stehende Stoff meist unvollständig und von persönlicher Willkür abhängig. Wie der Athener früher den Böoter verdammt, der Römer später den Gallier, so erhoben bei uns Gottsched und Adelung das Meißnische in Sachsen nicht nur nach Klang, sondern auch nach Form zum Vorbild und Muster, und mit so viel Erfolg, daß uns das heute alles in Fleisch und Blut übergegangen ist und wir gar nicht mehr anders wissen, als daß wir Vater sagen neben Schlitten (gegenüber unserem vielfach mundartlichen Vatter und Schlieten), und anderes mehr. Erst wenn wir bei Wieland, Schiller oder Goethe einmal etwas Abweichendes lesen, fühlen wir im Süden

das als etwas Gemein-süddeutsches im Gegensatz zu dem herrschenden im wesentlichen ostmitteldeutschen Gebrauch.

So sieht aber auch der Franzose herab auf den Belgier, französischen Schweizer und Elsässer, der Pariser für sich wieder auf seinen Landsmann aus Lyon, Bordeaux oder Nantes; und der Engländer fühlt sich erhaben über den Amerikaner.

Die geschichtliche Betrachtung hat da manches umgekehrt; manches, nicht alles. Grimm und seine nächsten Nachfolger hatten in Zweifelsfällen immer eine Vorliebe für das Alte. Von zwei Bildungen, die dem gewöhnlichen Gefühl gleichberechtigt klangen, galt ihnen immer nur diejenige als richtig, die schon früher so gelautet hatte, und manchmal schraubten sie sogar die ganze Entwicklung gewaltsam zurück, indem sie schon veraltende oder gar veraltete Formen für jüngere, und schon gebräuchlichere empfahlen, so Grimm im Deutschen Wörterbuch Boge, Brate an Stelle des jüngeren Bogen, Braten. Meist waren diese kräftigen Sprößlinge Kinder irrgegangener gedanklicher Verknüpfung (Herzöge, Krägen, belte); aber von dieser bösen Mutter Analogie war Jakob Grimm ja überhaupt kein Freund; sie stiftete ihm nur Unheil in der Welt seiner Sprache.

Und doch sagte Grimm damit nur den Aft ab, auf dem er saß. Er untersuchte die Entwicklung der Sprache vom Althochdeutschen über das Mittelhochdeutsche zum Neuhochdeutschen und gab sich keine Rechen-schaft davon, daß diese Entwicklung zum großen Teil auf solcher analogischer Neuschöpfung beruhte. Aber er schrieb uns nicht vor, etwa mittelhochdeutsch zu reden, oder althochdeutsch, oder gar gotisch — das wäre doch zu handgreiflich ver-

schrieben gewesen —, er erkannte auch wir sangen an, anstelle des älteren noch von Luther gepflegten ich sang — wir sungen („wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“, sagt darum noch das Sprichwort), sondern verfolgte die Neubildungen nur dann, wenn sie ihm selbst noch gegen den Strich gingen. Er stellte sich also auf den Standpunkt jener Zeit und suchte nur den unverändert zu erhalten. Ein merkwürdiger Widerspruch! Was da war, galt, auch das ungeseglich Emporgekommene; aber das neu Aufstrebende drängte man zurück. Sei im Besitze und du bist im Recht, und heilig wird Grammatik dir's bewahren! Oder — mit einem Vergleich aus der Geschichte der Himmels- und Sternenwelt — der ptolemäische Standpunkt in der Sprachwissenschaft! Wenn man Luther und Jakob Grimm einmal zu einer Beratung über Sprachrichtigkeit hätte zusammenbringen können! etwa mit Hinzuziehung des der sprachlichen Beobachtung auch zugänglichen Notker oder des auf sein Frankenland und auf seine Weissenburger Mundart so stolzen Otfried! Da hätte Luther unseren J. Grimm, den vorsichtigen Freund des Altüberkommenen, für einen rohen Umstürzler erklärt und zum Tempel hinausgejagt, bis es ihm von Notker und Otfried gerade so ergangen wäre. So sind wir Menschen! Jeder hält sich für den Mittelpunkt der Welt, so lang er atmet, und dann tragt die Nachwelt ehrfurchtslos über sein Grab, im hehren Wahn, daß sie alles viel gescheiter anfangt als der Vorfahr.

Nun aber wir? Haben wir etwas von der Vergangenheit gelernt und sind bescheidener als unsere großen Vorgänger, auf deren Schultern wir allein haben in die Höhe klettern können? Wir können wirklich dies Lob

für uns in Anspruch nehmen; wir sind stufenweise in unseren Ansprüchen heruntergegangen.

Zuerst sollte alles das Geltung haben, was der Mehrzahl der Volksgenossen geläufig war. Dabei war aber vorausgesetzt, daß nur die bessere Sprache, also nicht die unverfälschte Mundart in Betracht käme, vielleicht auch nicht die Umgangssprache.

Diese Forderung hat aber natürlich das Mißliche, daß nicht nur eine wirkliche Zählung der Sprechenden, sondern auch eine Abgrenzung nach Landschaften ausgeschlossen ist, weil wir darüber noch nicht oder wenigstens nicht immer genügend unterrichtet sind. Wenn man sich aber mit einer willkürlichen Schätzung begnügen muß, kann man nie weitherzig genug sein, weil die bisherigen Versuche der Art und die darauf gegründeten Festsetzungen fast immer landschaftlich befangen waren: dem einen merkt man sein Berlinertum an, dem andern seine bayrische oder sächsische Herkunft (das letztere z. B. dem sonst sehr vorsichtigen und gewissenhaften Th. Matthias). Was verschlägt es auch, wenn der eine sagt „ich bin gestanden“, der andere „ich habe gestanden“, der Rheinländer gern, aber der Thüringer gerne.

Bis jetzt hat man sich hier ja doch meist an Kleinigkeiten geklammert, Eigenheiten des Lautes und der Form, und nicht nur die Bedeutung nie einheitlich ins Auge gefaßt, sondern auch die Satzfügung: denn gewöhnlich geht unbemerkt und unbeanstandet nebeneinander her „ich glaubte, er sei tot“ und „ich glaubte, er wäre tot“, und der Norddeutsche, der die Zeitformen zwar genau unterscheidet, aber die Aussageformen nicht mehr recht handhaben kann, seit ihm in seiner Mundart die bedingte Aussageform, der Kon-

junktiv, abhanden gekommen ist, versteift sich vielleicht sogar auf die Form „ich glaubte, er war tot“, was freilich auch österreichisch ist.

Ein Kenner findet in jedem Schriftwerk landschaftliches Sprachgut heraus, und wenn er darüber hinwegliest und höchstens sich seine Brust ein bißchen hebt ob seines fachlichen Wissens, so wird der gewöhnliche Deutsche daran noch weniger Anstoß nehmen. Wenn er nur nicht gleich alles unbesehen übernimmt und es nicht jeden Augenblick in Wort und Schrift einfließt, wie es geistreich sein wollende Leitartikler häufig tun, so jezt mit der sachlich und sprachlich kaum richtig von ihnen gewürdigten „Geste von Agadir“!

Also freuen wir uns noch des bißchen Buntheit, das aus unserem weiten Sprachgebiet noch so anheimelnd herauschimmert, und pflegen es liebevoll, ohne Überschätzung. Eine solche freundliche Rücksicht gegenüber unserem Nächsten löst uns z. B. auch den eigenen Zweifel, ob wir in einer rechtswissenschaftlichen Abhandlung oder in einem Gesetz von Hinterlassenschaften als von Nachlassen oder Nachlässen reden sollen, dahin, daß wir entweder — wenn auch mit einer kleinen Verschiebung der Bedeutung — Goethe die Nachlässe nachsprechen, oder wenn unser Empfinden es anders will, diesem mit der Form Nachlasse folgen. Einzelne Werke scheinen zwar ganz erhaben über den Raum und frei von jedem landschaftlichen Erdgeruch — mir sind aus neuerer Zeit so in Erinnerung die „Briefe, die ihn nicht erreichten“ — und das ist ja auch das Wunschziel aller derjenigen, die glauben, damit auf die Stufe der Franzosen zu kommen, denen ihre Akademie alle Sorge um die gute Schriftform abnehme.

Nun würden auch viele Fachleute eine solche Einrichtung nur begrüßen, weil sie manche wichtige Aufgabe, besonders wissenschaftliche, lösen könnte und manchem Unfug steuern, den unsere durch das heutige Leben maßlos gesteigerte Schreib- und Redseligkeit auf den Markt wirft. Aber ein Allheilmittel würde sie — wahrscheinlich nach ihrem eigenen Willen noch weniger als nach der Auffassung Fremder — nicht werden. Ebenso wenig, wie die französische Akademie es ist. Denn auch das Französische ist für feine Ohren und scharfe Augen selbst in seiner besten Form noch mundartlich gespalten und verändert sich fortwährend; das bezeugen nicht nur die Änderungen in den verschiedenen Auflagen des Wörterbuchs dieser Akademie, sondern mehr noch die auch dort drüben nie verstummenden und auch jetzt wieder laut werdenden Klagen über die Verwahrlosung der Form, über den Untergang des guten alten Geistes des Gallier- und Franzosentums.

Vor wenigen Jahren hat der bekannte schwedische Sprachforscher Adolf Noreen einen neuen Maßstab für diese zweifelhaften Dinge empfohlen, der alle Beachtung verdient, wenn er auch auf den ersten Blick uns an mancher empfindlichen Stelle gegen den Strich büßt.

Er ordnet alles dem Zweckgedanken unter. Nach ihm ist am besten die Sprachform, die im einzelnen Fall der Redner am leichtesten hervorbringt und der Hörer am raschesten versteht, also das nach Flodströms Fassung, was mit der erforderlichen Deutlichkeit möglichst große Einfachheit verbindet. Nicht nur die Mehrzahlformen Stacheln, Stiefeln kämen damit zu ihrem Rechte, sondern auch Formen wie Arme(n), Fingern, Flügeln. Deutlich würden damit auf einen

Schlag sowohl ein Satz wie Bring mir Karls Stiefeln, weil man dann wüßte, daß es sich nicht nur um den einen Stiefel handelt, sondern um das Paar, als auch — aus demselben Grunde — eine Überschrift „Über Buddhas Aposteln“. Und zu verdammen wären darnach nicht nur alle veralteten Formen wie Schillers Fürwitz, sonstiges weiland oder das von den Anhängern der geschichtlichen Richtung empfohlene Helle für „Hölle“, ebenso mißverständliche Wörter wie Eisbein, doppeldeutige wie die Acht (als Bezeichnung der Ziffer und Nebenform für „Achtung“) oder Geißel (Geißel), Lautungen wie tsō° („Fußzehe“ neben zähe „fest“), sēg°n (sowohl „Segenswunsch“, als auch „Werkzeuge, mit denen man sägt“), sondern auch — wegen ihrer Unverständlichkeit oder Zweideutigkeit für weitere Kreise — die meisten Fremdwörter, deren Unpassendheit ja volksmäßige Umdeutungen beweisen wie garstiges Fieber (für „gastrisches“) und schwäbisch ohne Genie für „ungeniert“.

Vielleicht hat jemand aber schon bemerkt, daß wir mit diesen Beispielen wenigstens zum Teil vom Regen in die Traufe kommen. Wenn der erwähnte Karl nämlich mehr als ein Paar Stiefel hat, weiß der Angerufene wirklich nicht, ob er auf den Befehl „Bring mir Karls Stiefeln“ nur das eine etwa in Rede stehende Paar oder den ganzen Vorrat zu bringen habe. Und dann verdeutlicht der Satzzusammenhang, ja schon der Artikel, doch auch manches, was so für sich betrachtet in der Noreenschen grellen Beleuchtung ganz unkenntlich ausschaut, so bei Geißel, wo der Geißel — wenn man das Hauptwort auch immer mit dem gleichen s-Laut ausspricht — schon ganz andere Vorstellungen weckt als die Geißel, so auch bei der Lautung lön°, wo Die Lehne ist abgebrochen

uns ganz anders berührt als Die Lene hat schöne Zöpfe.

Aber der Grundgedanke Noorens ist nicht von der Hand zu weisen. In zweifelhaften Fällen, wo man sonst so sagen könnte oder so, erleichtert er jedenfalls die Entscheidung, und eingeordnet in die doch immerhin sich einstellende Reihe der Erwägungen wird er sehr gute Dienste tun, Dienste, die wir nur deshalb noch nicht richtig abschätzen können, weil wir sie noch zu wenig benutzt haben.

Sprache und Denken. Aber warum rufen wir biederer Bürger hier auch nicht gleich nach dem Schutzmann und nach dem Gesetz, d. h. in unserem Falle nach der Denklehre, der strengen Logik.

Ich fürchte, solche Rufer stehen mit der Logik noch mehr auf gespanntem Fuß als mit der Sprachlehre. Denn die Logik hat an sich mit der Sprache gar nichts zu tun, sondern nur mit dem Denken, und wenn dieses falsch ist, kann die Sprache natürlich nichts dafür.

Das gilt für alle Sprachen. Man rühmt zwar nach alter deutscher Weise gern diese oder jene Sprache des Auslands als besonders logisch, so das Französische, oder noch mehr das Lateinische.

Gerade diese Preisung des Lateinischen klingt uns ja noch von unserer Schulzeit her deutlich in den Ohren. Aber man muß wieder sagen: wer so denkt und so spricht, spricht gedankenlos und kennt das Lateinische ebenso schlecht wie seine Muttersprache. Er beurteilt die sprachliche Welt genau so mit einer lateinischen Brille, wie etwa der blinde Anhänger dieses oder jenes Bekenntnisses die religiöse Welt oder ein eingefleischter Parteimann die staatlichen Verhältnisse. Er legt in das Lateinische alles das hinein, was er darin finden will,

deutelt es aus seiner Muttersprache aber heraus. Es ist natürlich ein Fehlgriff, wenn man z. B. von weitergehenden Befugnissen oder von dem bestgehabtesten Staatsmann redet, und es ist keine Entschuldigung, daß sich z. B. Luther desselben Versehens schuldig gemacht hat mit wilderer (für „wilder“).

Aber das meiste andere und gerade der scheinbar handgreiflichste Unsinn erklärt sich geschichtlich ganz harmlos. Ein ärgerlicher Gläubiger darf doch von seinem säumigen Schuldner einmal mit Nachdruck sagen: Der Lump bezahlt nie, niemand, nichts! Und wollen wir es dem ruhigen Bürger und Bauern dieser oder jener Gegend dann verargen, wenn er die Verneinung häufend genau so sagt: „Der bezahlt niemand nichts“? Dabei hat er bekanntlich den gerade nach der Auffassung dieser Verfechter der lateinischen Logik höchstgebildeten Menschen der gesamten geschichtlichen Welt, den Griechen, auf seiner Seite, der auch sagt *οὐτος οὐποτε ἀποδίδωσιν οὐδενὶ οὐδέν*.

Und die Verneinung hinter Wörtern wie verbieten, leugnen war ehemals sogar nötig und unentbehrlich, weil diese früher viel weniger bedeuteten als heute: verbieten hieß „öffentlich gebieten“, läugnen aber etwa „lügen“: In einem Satz Man verbot, das nicht zu tun, zog die Form verbot die ganze Kraft der Verneinung an sich, wie in dem französischen Satz *il ne vient pas* „er kommt nicht einen Schritt“ das alte Hauptwort *pas* „Schritt“. Und wenn bei lügen die Verneinung am Platze ist (Er lügt, daß er das nicht getan habe), warum denn nicht bei dem ursprünglich gleichbedeutenden leugnen?

Und der Lateiner verallgemeinert ebenso mit gutem Recht. Den Satz *Carthagine expugnata Scipio cives*

multos in servitutum abduxit „aus dem eroberten Karthago führte der siegreiche Scipio viele Einwohner in die Sklaverei ab“ faßte man später nicht mehr örtlich, sondern zeitlich „nach der Eroberung Karthagos“; dann konnte man frischweg auch sagen *Carthagine expugnata Romani summos honores contulerunt in Scipionem* „überhäufte die Römer den Scipio mit Ehren und Ehrenstellen“. Wenn aber der Lateiner sagt *consul debebat hoc facere* „der Konsul mußte das tun“, so weiß man nicht, ob er es dann auch wirklich tat oder nicht, während wir unterscheiden „er mußte das tun (und tat es)“ und „er hätte das tun müssen (tat es aber nicht)“. Wenn man trotzdem in den Schulen nur das Lateinische als das Vernunftgemäße hinstellt, verschleiert man dabei die Zweideutigkeit der jeweils dargestellten Verhältnisse und die daneben bestehende Möglichkeit der wörtlichen Entsprechung im Deutschen (er mußte das tun).

Und auf den schon früher erwähnten Vorzug, den das englische *two rich countries* hat gegenüber dem umständlichen *duae nationes fecundissimae* des Lateins (S. 91), wollen wir hier nicht zurückkommen.

Lassen wir das Vergleichen und Werten und bleiben uns bewußt, daß die eine Sprache alles in allem genommen so viel leistet wie die andere, daß einzelne zufällig oder parteilich herausgegriffene Schwächen der einen dem vernünftigen Beurteiler nie etwas beweisen, vor allem aber, daß die Logik hier nicht angerufen werden kann zur Entscheidung, weder wo es sich um einen Vergleich und eine Wertung zweier in Wettbewerb gestellten Sprachen handelt, noch wo ein Urteil gefällt werden soll über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit innerhalb nur einer Sprache. Denn genaue Kenntnis der Dinge bedeutet

hier nicht nur nach dem französischen Sprichwort Entschuldigung und Verzeihung, sondern verständnisvolles Begreifen und rückhaltlose Schätzung.

b) Sprachschönheit.

Heikler ist die Frage der Sprachschönheit; denn Schönheit beruht auf dem Verhalten des Geschmacks, und über den ist nach der landläufigen Redensart ja nicht zu streiten; jedenfalls bietet er nur eine sehr schwankende, nicht für alle gleich einwandfreie Grundlage der Erörterung.

In der Sprachschönheit hat dieser Geschmack nun merkwürdigerweise doch einige weit verbreitete Grundsätze, von denen drei die wichtigsten sind: 1. einmal gibt man gemeiniglich, jedenfalls im Süden unseres Landes, seine eigene Mundart als unschön preis, und zieht ihr bei einem Vergleich ohne Zögern etwa das Wienerische oder das Kölnische vor, warum wahrscheinlich, werden wir gleich sehen; 2. dann aber erwärmt man sich nie oder nur selten und aus besonderen, auch wieder gleich zu erwähnenden Gründen für eine Sprache, zu der einem das Verständnis verschlossen ist; trotz ihrer Klangfülle und ihrer Handlichkeit im Satzbau verdammt man so z. B. alle slavischen Sprachzweige, bei denen man schon ihre an sich gar nicht so unvernünftige Schreibweise als Beweis für ihre Unsprechbarkeit anführt, obwohl Schreibungen wie *Przmysl*, *Trzebinia* einfach etwa *Pšchemisl* und *Tschewinja* klingen; ähnlich aber steht man dem doch viel bekannteren Englisch gegenüber, und man darf eher sagen, nicht mit Unrecht; 3. drittens und letztens aber hat man einen gelinden Abscheu vor Ausdrücken, die nur die schlechtgekleideten und schlecht gewaschenen, teilweise auch rohen Kreise des niederen Volkes im Munde führen, also vor Ausdrücken wie

hocken für „sitzen“, ins Nest gehen für „zu Bett gehen“. An sich hat sitzen doch gar nichts voraus vor hocken, im Gegenteil, und ebenso ist Nest gar kein unpassender, aus der doch sonst so beliebten Vogelwelt entlehnter bildlicher Ausdruck für die Schlafstelle.

Aber wir sehen, wie hier Nebengefühle mit hereinspielen. Der äußere, wenig einladende Anblick der niederen Volkstreife beeinträchtigt den Eindruck, den ihre Sprechweise macht, und umgekehrt findet ein schönes Mädchen, ein edler, stattlicher Herr auch für seine Rede von vornherein ein günstiges Ohr. Man versteht also jetzt wohl auch den Vorzug, den Wienerisch oder Kölnisch genießen. Bei jedem dieser steht im Hintergrunde eine berühmte, gefeierte Stadt mit hübschen Bauten, althergebrachter Gesittung und dem Ruf, daß man dort zu leben wisse. Ähnlich stützt die Großartigkeit der Alpenlandschaft bei manchen empfänglichen Gemütern das Schweizerdeutsche, wenn einem dieses nicht von vornherein ganz unverständlich bleibt, und man auf seiner letzten Alpenreise gutes Wetter gehabt hat.

Wie aber sollen wir uns stellen, die von diesen drei landläufigen Geschmacksbeeinflussungen frei bleiben möchten?

Im allgemeinen, muß ich bekennen, hat mir selten eine Sprache klanglich den Eindruck des Schönen gemacht, soviel ich deren auch schon versucht habe, mehr oder weniger zu handhaben; selbst bei der größten Unparteilichkeit, ja dem Bestreben, ihr immer die beste Seite abzugewinnen, ist mir keine als unbedingter Ohrenschmaus erschienen; man hört überall nur die Geräusche heraus, und die Klänge der Vokale fluten daneben kaum merklich hin. Aus dem Neugriechischen, der Tochter der Heldensprache

des Agamemnon, Homers und des Perikles, hören bekanntlich viele — offenbar nur infolge ihrer Kenntnis der Lautgeschichte — nur das i heraus, und darum erklären sie es kurz und bündig für eine „Kiterikisprache“; ich möchte dem nicht widersprechen, aber es auch nicht bekräftigen; denn selbst in der griechischen Kammer und aus dem Munde von Dragumis und Veniselos kam es mir nicht schlechter vor als die meisten andern Sprachen, aber auch nicht besser! Auch Türkisch und Arabisch, Chinesisch und Japanisch lassen einen kalt, obwohl sich das Japanische auf dem Papier mit seinen vielen Selbstlautern ja recht Klangvoll ausnimmt.

Ja, wer möchte sich selbst für die Sprache Dantes und Ariosts begeistern, wenn sie ihm von einem wilden Erdarbeiter aus Piemont oder einem gewinnsüchtigen Kutscher in Neapel entgegentönt?

Und doch habe ich auch wieder an fremden Sprachen zuweilen einen großen Genuß gehabt, der mir noch heute im Ohr Musik macht: so nicht nur durch einen gebildeten Schweden im Zug zwischen Lund und Malmö, der unter anderm ein mir unvergeßlich würdiges und wohl-lautendes Tack för senast über seine Lippen rinnen ließ, sondern auch — teilweise aus weniger gebildeten Ständen — in Genua durch einen Ratsdiener, der mit feierlicher Gelassenheit seine Gemälde zeigt und erklärt *Questo quadro ripresenta*, auf französischem Sprachgebiet aber mehrfach, sowohl durch einen Studenten aus Genf, den Sohn eines alten ureingefessenen Hauses, und daneben durch eine bescheidene freundliche Postbeamtin eines wohlhabenden Dörfchens des Touraine.

Woher kommt nun dieser verschiedene Eindruck? Es scheint, am sichersten geht man aus von dem Gesang,

an dessen Schönheit ja niemand zweifeln wird, wenn auch hier — wie jeder Gesangslehrer weiß und lehrt, — nicht alles Gold ist, was glänzt und erklingt; denn es wechselt mit dem Angenehmen doch auch minder Angenehmes ab, so vor allem die störenden Zischgeräusche.

Was entspricht dieser Klangfülle des Gesungenen am ehesten aber in der gewöhnlichen Sprache? Wo ist in ihr ein ähnlicher, wenn auch vermindelter Klang? Offenbar in den Selbstlautern (den Vokalen)!

Man hat darum auch die verschiedenen Sprachen auf den Wechsel zwischen Selbst- und Mitlautern und ihr gegenseitiges Verhältnis untersucht, meines Bedünkens freilich in der Regel nicht genau genug, nicht richtig lautwissenschaftlich: denn das einfache Zählen der Buchstaben, das man zuerst angewandt hat, fälscht das Ergebnis, da deutsches sch als 3, das ziemlich gleich klingende französische ch aber nur 2 zählt; man müßte wenigstens die Laute zählen und dabei auch berücksichtigen, daß manches Schreibzeichen im Lautstrom oft gar nicht zur Geltung kommt, „Hauptteil“ also Haup = teil gesprochen wird, „Hauptstück“ nur Haup = stück, ähnlich wie man französisch chef sagt, aber che(f) - d'œuvre, maître, aber mai(tre) d'hotel, englisch I dont (ai dount), aber häufig nur I do'n(t) know (ai dono). Aber schon nach diesen mangelhaften Beobachtungen haben — in Europa, für das die Berechnungen wohl erst allein angestellt worden sind — die romanischen Sprachen den Vorrang vor den slavischen und auch vor den germanischen, und in der romanischen Gruppe soll das Italienische an der Spitze stehen, wie innerhalb der germanischen das Schwedische, das man deshalb auch schmeichelhaft das Italienisch des Nordens nennt. Doch wenn auch dieser Vergleich genau

So hinft, wie die Vergleichung des reinlichen, aber kälteren Stockholm mit dem bunten, engen, angenehm-schmußigen, aber sonnigen Venedig, so ist doch etwas Wahres an dieser Aufstellung; beim Schwedischen beruht sie auf der Häufigkeit der vollen Endungen mit ihren wechselnden Selbstlautern, beim Italienischen gegenüber dem Französischen darauf, daß dieses letztere sich seiner Endvokale vielfach entledigt, die vorausgehenden Mitlauter aber beibehalten hat: so steht italienisch *fatto* zwar neben einem sonst an Klangfülle ebenbürtigem *fait*, aber *fatta* neben dem minder klangvollen *faite*.

Einwandsfreier wäre die Berechnung, und das Ergebnis überzeugender, wenn man noch die Laute genauer unterschiede. Sogar bei den Selbstlautern müßte das *a* für mehr gelten als *e*, *i* und *o*, *u*, und *e* wieder mehr als *i*, ebenso *o* mehr als *u*. Ebenso abgestuft müßten die Mitlauter betrachtet werden: abgesehen von den Klanglauten *l*, *m*, *n*, *r*, die an erster Stelle kämen, zumal in der deutlichen Erzeugung des Norddeutschen, klingen die stimmhaften *b*, *d*, *g* der Norddeutschen wieder voller als die stimmlosen Entsprechungen der Mitte und des Südens (*bei*: *hei*; *da*: *da*) und ebenso die stimmhaften Reibelaute des Nordens *f* (*rei*f en), *g* (*Ta*ge) voller als die südlichen Entsprechungen *s* (*rei*sen) und *ch* (*Ta*che). Nach dieser Unterscheidung würde der Norden dem Süden den Rang ablaufen, und tatsächlich ist ja in dieser Hinsicht nicht ohne Grund auf der Bühne nur der norddeutsche Brauch maßgebend; nur daran habe ich die früher (S. 100) erwähnte Weimarische *Iphigenie* als eine Landsmännin erkannt.

Des weiteren hören sich aber *t*, *k* wieder vorteilhafter an als *s*, *sch* und *ch*, und wohl auch *p* besser

als f, zumal wenn man über p, t, k, wie es die Gesangslehrer auch anraten, möglichst leicht hinweghuscht. In ai und au dürfte man die zweiten Bestandteile unbedenklich als Selbstlauter rechnen, wie das die Nichtfachleute und die Volksschule tun; denn wenn die Lautwissenschaft am Ende dieser Gebilde folgerichtig auch Mitlauter sieht, die hinter dem ersten Bestandteil genau so erklingen, wie l in al, so stehen diese fraglichen Laute doch auch im Klangwert mindestens auf einer Stufe mit l, m, n, r, so daß es ungefähr auf das gleiche herauskommt, ob man diese i u an der letzten Stelle der ersten Gruppe (der Selbstlauter) oder an der ersten Stelle der zweiten Gruppe unterbringt. Ein ganz gewissenhafter Rechner würde uns ja leicht und gern auch über diese Schwierigkeit hinweghelfen.

Und doch, ist zu fürchten, wären wir nach dieser Rechnung wieder beinahe so klug wie zuvor. Ein Franzose, Bourdon, hat sie stichprobenweise versucht und dabei die wichtigsten Sprachen Europas geschickt nebeneinandergestellt: neben Französisch, Italienisch und Spanisch das Deutsche und Englische, dann das Kymrische (die keltische Landessprache der Grafschaft Wales) und das Russische, endlich daneben das nicht indogermanische Ungarisch. Nach ihm ist aber das Verhältnis zwischen Vokalen und Konsonanten hier überall annähernd dasselbe (grob abgerundet im Italienischen 11: 13, im Spanischen 13: 16, im Französischen 19: 27, im Deutschen 8: 15, im Kymrischen 19: 23, im Russischen 2: 3, im Ungarischen 9: 13; oder in Dezimalen ausgerechnet italienisch 1,18, keltisch 1,21, spanisch 1,23, französisch 1,42, ungarisch 1,44, russisch 1,5, deutsch 1,87). Zwar kämen die romanischen Sprachen an erster Stelle; aber das Kymrische stünde etwa dem Spanischen

gleich, das Französische dem Ungarischen und beinahe dem Russischen, und am allerlehten hintte das Deutsche nach.

Das ist doch etwas verdächtigt.

Dabei hat Bourdon die stimmhaften Konsonanten zwar von den stimmlosen an sich genau geschieden, aber ihr gegenseitiges Verhältnis nicht berücksichtigt. In diesem Fall schneidet das Deutsche selbst in norddeutscher Lautung noch viel schlechter ab, jedenfalls gegenüber dem Italienischen: denn im Italienischen kämen — wenn man Bourdons Angaben in dieser Richtung umrechnet — auf 22 Vokale noch 18 stimmhafte Konsonanten und nur 9 stimmlose, im Deutschen dagegen auf 8 Vokale 10 stimmhafte und 5 stimmlose Laute, so daß das Verhältnis der stimmhaften Gebilde überhaupt zu den stimmlosen wäre im Italienischen 40: 9, im Deutschen dagegen 18: 5; es kämen also in Italien auf einen stimmlosen Laut $4\frac{1}{2}$ stimmhafte, in Norddeutschland $3\frac{1}{2}$ (4,44 und 3,6).

Für die Wertung der Mundart ergäbe sich aber hier schon gegenüber der Schriftsprache ein unerwarteter Vorzug. Die Gegenden, die auslautende Mitlauter preisgeben, würden schöner sprechen als die andern, die das nicht tun: reite Klänge schöner als reiten, nich und nit schöner als nicht, Obs schöner als Obst; und ebenso wäre Lēwer besser als Leber. Und in der Gesamtsprache müßte man die Ersetzung des schwachtonigen *er* durch *ä* (unsa „unser“) als Fortschritt begrüßen: unser süddeutsches *guda* „guter“ Klänge dann womöglich noch besser als das ahd. *guoto* oder gar als got. *gōds*, der gewöhnliche männliche Werfall!

Mancher verhält sich dem gegenüber vielleicht ungläubig; nun, man zwingt ihn nicht, hier mit durch dick und dünn zu gehen; diese Folgerungen sollten nur so

beiläufig zeigen, wie haltlos und widerspruchsvoll manchmal verbreitete, ja herrschende Meinungen sind.

Mit unserer Untersuchung über die Sprachschönheit sind wir aber damit noch nicht zu Ende. Man würde sie sonst gar eines Widerspruchs oder wenigstens eines Mangels an Folgerichtigkeit beschuldigen können. Denn es ist noch nicht erklärt, wieso der Ratsdiener von Genua einen so viel besseren Eindruck hervorbringe als der erste beste „heiße-Marroni-Mann“.

Auch da soll uns der Gesang die Richtung weisen.

Da alles Gesungene etwas Getragenes hat, muß auch das Gesprochene, so schließen wir, mit einer gewissen Langsamkeit und Würde zum Ohr des Hörers gelangen. Das hat wohl seinen naturwissenschaftlichen Grund. Die Sprechsprache wechselt stark und rasch in der Tonhöhe, nicht nur von einer Silbe zur andern, sondern auch besonders innerhalb einer und derselben Silbe, ja innerhalb desselben Lautes, sei es ein wirklicher Selbstlauter, sei es eines der mit Stimmtönen erzeugten übrigen Gebilde wie l, m, n, r, oder j, s, endlich b, d, g. Diese Einzeltöne verwirren sich anscheinend zu leicht und um so mehr, je rascher man spricht, wie ja das hastig im Zorn Herausgestoßene wirklich zum Getreische wird.

Aber, fragt man vielleicht, wird durch diese gehaltene Aussprache das Gesprochene nicht unnatürlich, mindestens gekünstelt? Beweist das nicht jedes gesungene Lied und noch schlagender die gesamte Oper, bei der der Wortlaut reine Nebensache und erst bei mehrmaligem Anhören deutlich vernehmbar wird?

Diese Folgerung vermag man nicht ohne weiteres abzuweisen. Vielleicht hat die menschliche Sprache gerade die Eigenheit, nicht unbedingt schön zu sein, und das Stre-

ben nach ihrer Verschönerung kreuzt sich immer mit der Notwendigkeit nach möglichster Raschheit in der Gedankenmitteilung und Verständigung. Wie so oft im Leben ständen wir auch hier vor der Aufgabe, zwischen zwei auseinanderliegenden Richtungen den Mittelweg einzuschlagen.

Aber vielleicht erreichen gewisse Menschen auch schon heute annähernd von selbst das gewünschte Ziel, daß sie sprechen nach den Gesetzen der Musik! Das wären dann besonders glücklich veranlagte Sterbliche, Leute, bei denen der Bau des Mundes, Kehlkopfs, kurz die gesamte Stimm-einrichtung entsprechend beschaffen wäre. Es sind wohl die, bei denen die ganze Art der Aussprache vom ersten Augenblick einnimmt, und die anzuhören dem Ohr ein Genuß ist.

Für öffentliche Redner, Schauspieler wäre eine solche Art der Stimmgebung viel wert, und man sucht sie sich deshalb oft mit vieler Mühe künstlich anzugewöhnen. Viele preisen sich auch an als Führer auf diesem dunkeln Weg, sehr oft leider ohne jede Berechtigung. Denn ihre Lehren sind häufig nur Mätzchen, die von der größten Unwissenheit zeugen und oft auf haarsträubenden Vorstellungen beruhen nicht nur vom Sprechen überhaupt, sondern auch von dem jedem noch näher liegenden Bau des Mundes. Man kann auf diesem Gebiet nicht nur im mündlichen Verkehr, sondern auch aus Druckschriften die abschreckendsten Erfahrungen machen.

Und doch zeigt uns gerade dieses, wenn nicht betrügerische, so doch leichtsinnige und oft gewinnsüchtige Treiben solcher Sprechlehrer, wie wichtig die ganze Frage ist, aber auch wie verwickelt der Begriff der äußerlichen Sprachschönheit. Denn diese umfaßt noch manches, was

die bisherigen Darlegungen nicht auf ihrem Wege fanden. Kein Mensch wird die Schnarrstimme eines Leutnants, das Näseln eines Amerikaners, das Gewimmer eines Zahnlosen für nachahmenswert, die Fistelstimme eines geistig Verkrüppelten für lange erträglich halten!

Und zweitens haben wir auch hier bisher immer nur den einzelnen Sprecher für sich betrachtet, nicht als Glied einer Gesamtheit. Dieser neue Gesichtspunkt stellt gleich weitere Forderungen an die Sprachschönheit. Am schlagendsten führt uns das die Bühne zu Gemüte, die daher auch am längsten und eingehendsten diese Seite des guten öffentlichen Sprechens pflegt. Sie muß auch hier nach Einheit streben, ein abgeklärtes Deutsch liefern, aus dem alle als unschön empfundenen landschaftlichen Beimischungen ausgeschieden sind.

Von diesem Gesichtspunkt der Schönheit, ebenso wie von dem schon früher (S. 125) angezogenen der Deutlichkeit und leichten Verständlichkeit rechtfertigt sich auch die Abneigung gegen die Fremdwörter.

c) Die Fremdwörter.

Die rein geschichtliche Betrachtung der Sprache, die die Dinge nimmt, wie sie werden, und die allem seinen freien Lauf läßt, begreift und erklärt das Verhalten der Fremdwortsfeinde nicht. Wenn die Fremdwörter einmal da sind, so haben sie für diese eiskalt-gelassene Betrachtung der Sprache ihre Berechtigung erwiesen, und man muß mit ihnen als etwas Gegebenem rechnen und darf höchstens hoffen, daß die Zeit sie von selbst wieder entfernen, die Sprache selbst sie als einen Fremdkörper ausstoßen werde. Etwas Verführerisches hat dieser Standpunkt auf den ersten Blick offenbar, und das Beispiel gewisser Sprachen,

die dieser Entwicklung zum Opfer gefallen sind, die zur Hälfte oder zu einem noch höheren Satz fremdes Gut in sich aufgenommen haben, zeigt, daß es sich in dieser Luft auch leben läßt; so das Englische, in dem das Fremdwort, der französische Teil des Wortschatzes, auch noch seit Shakespeares Zeiten seinen Einfluß merklich gesteigert hat; so das Armenische, das so sehr mit iranischen Eindringlingen durchsetzt ist, daß man es lange für einen Zweig des Iranischen halten konnte, und noch eine ganze Reihe wilder Sprachen, die für unsere Zwecke aber wegen ihrer geringeren Bedeutung und des mangelhaften Bildungsstandes ihrer Träger natürlich viel gleichgültiger sind.

Aber der Mensch richtet sich doch noch nicht völlig nach den Geboten der Vernunft und der Wissenschaft.

Sonst könnten nicht nur viele Berufe sich ganz oder teilweise zur Ruhe setzen, sondern es wäre auch jedes völkische Empfinden nicht am Plage. Arbeiten und Steuer zahlen muß der ruhige Bürger überall, unter jeder Flagge und sich der Ordnung fügen und auch seinem Nächsten Licht und Luft, Nahrung und Wohnung lassen.

Aber wir kleben eben einmal an der Scholle und halten, wie jeder Einzelne, so auch nach Dörfern und Landschaften zusammen gegen den Fremden, dem wir uns als Eigenwesen entgegensetzen. Schon deshalb ist es begreiflich, daß man sich auch gegen fremde Wörter zur Wehr setzt, zumal wenn die Nachbarn, aus denen diese Eindringlinge herübergekommen sind, uns dieserhalben geringschätzen, verachten und aufziehen.

Aber — und damit kommen wir zu dem einen der vorhin angedeuteten Gründe — auch das Gefühl für die Schönheit unserer heimischen Sprache lehnt sich gegen den fremden Glitter auf.

Daß er manchmal zweckdienlich und bequem, zunächst sogar unentbehrlich ist, wo ein fremdes Erzeugnis oder ein fremder Gedanke bei uns eindringt, bestreitet niemand; daß es manchmal ein auffälliger, im Augenblick hervorstechender und seinen Träger hervorhebender Zierat ist, auch niemand.

Auskommen kann man jedenfalls aber auch ohne alle Fremdwörter — wie die Griechen ja auch so ziemlich schon ohne sie ausgekommen sind —, wenn man will; und nicht nur fremde Sprachen, sondern auch unser gewöhnliches Volk geben dafür manches glückliche Beispiel und manchen kostbaren Fingerzeig in dieser Richtung. Mindestens macht es sich für den Kenner aber merkwürdig, wenn die eine Sprache durch ihr fremdes Gut so bunt geworden ist, wie der mit Spielkarten benährte Anzug eines Fastnachtsnarren, die andere aber so einheitlich wie ein prächtiger Ballstaat. Gibt die Erkenntnis, daß dieser bunte Zustand die Abhängigkeit der einheimischen Sitten und Einrichtungen, Dinge und Gedanken vom Ausland versinnbildlicht, vielleicht ein höheres Bewußtsein, daß man es so herrlich weit gebracht hat? Und muß sie einem jeden Augenblick vor die Augen gehalten werden, wenn der Ausländer das anders und selbstbewußter macht? Früher nahm man keinen Anstoß daran, bei Kirchenbauten an einen romanischen Chor ein gotisches Schiff zu fügen und dieses mit einem noch jüngeren Renaissance- oder Barockaufsatz zu krönen. Heute kann man sich demgegenüber eines überlegenen Lächelns nicht enthalten, so sehr einen die kindliche Einfalt der alten Zeit auch anheimelt. Wir verlangen als Menschen mit freierem Blick und größerem Gesichtskreis nach Einheit.

Und bei unseren Fremdwörtern ist der Unterschied noch besonders groß. Wenn der Franzose einen lateinischen Ausdruck in den Mund nimmt, bleibt er immer auf seinem eigenen Sprachgebiet und mischt nur Altes zu Neuem, ähnlich wie wenn wir etwa gotische oder althochdeutsche Brocken einfließen ließen. Bei uns hingegen nehmen sich die lateinischen und romanischen Zieraten aus wie rote oder blaue Lappen auf einem schwarzen oder weißen Kleide, jedenfalls für den Kenner und den Mann von Geschmack und deutschem Empfinden.

Man hat sonst auch häufig auf die von dem Deutschen abweichende Endbetonung der Fremdlinge hingewiesen (*brutal*, *adrétt*). Angesichts deutscher Formen wie Gebirge, Entgelt, Beruf und norddeutscher Betonungen wie Landgerichtsrat, Provinzialschulrat erscheint das nebensächlich und viel weniger wichtig als die ganz undeutsche Gestaltung nicht nur der Haupt-, sondern auch der Nebensilben, die mit ihrer wechselnden, an sich ja hübschen, aber immerhin fremden Färbung dem gemeinen Mann ein Rätsel aufgeben, das er sich häufig genug in der Mundart durch entsprechende Umgestaltung mundgerechter macht (durch die Lautung *bretal*, *dischbediere*, *aggerat*). Und stolpert nicht auch häufig ein Hochgebildeter über das diesmal nicht farbenprächtige Ungetüm Individuum?

Daß ein Fremdwort es ermögliche, mit dem Ausdruck zu wechseln, ist ein ebenso fadenscheiniger Grund, wie die andere Behauptung, bei einem Fremdling sei der Bedeutungsinhalt oft feiner als bei der deutschen Entsprechung und häufig auch etwas verschieden.

Über die Notwendigkeit der Abwechslung im Ausdruck zunächst läßt sich schon streiten. Wenn einer hölzern

Schreibt wie ein Drescher oder ein Kind, nützt ihm auch das Fremdwort nichts; und wenn er darin gewandt ist, hat er so viele andere Mittel zu diesem Zweck in der Hand, daß eines mehr oder weniger kaum ins Gewicht fällt. Dann aber ist die allgemeine Notwendigkeit der Abwechslung noch gar nicht erwiesen. Die Wiederkehr des schon dagewesenen Ausdrucks bietet dem Geist des Hörers oder Lesers einen Ruhepunkt und erleichtert besonders bei schwierigen Darlegungen das Verständnis, zumal da man weiß, daß es sich immer um den gleichen Begriff handelt, nicht um einen neuen, von dem alten verschiedenen. Bei Zahlen und bei gewissen Namen muß man ja auch bei der Stange bleiben: wenn ich auch „drei“ ein „Viertelduzend“, und „sechs“ ein „Halbduzend“ nennen kann, so bleibt doch eben „vier“ immer „vier“ und „fünf“, „sieben“ immer „fünf“ und „sieben“. Wenn einen aber eine gelehrte Anwandlung für Tunis plötzlich rundweg „das neue Karthago“ sagen oder es damit umschreiben ließe, hielte man ihm vielleicht gleich vor, daß die neue Stadt örtlich gar nicht genau die Fortsetzung der alten sei, da sie auf einer ganz andern Stelle stehe! Denn auf fremden Gebieten ist die deutsche Gelehrsamkeit und Gründlichkeit immer besser beschlagen als im eigenen Hause der Sprache.

Auf falschem Grunde ruht auch der Vergleich des Bedeutungsinhaltes. Er setzt gewöhnlich eben voraus, daß man sich auf dem Boden des fremden Ausdrucks verankert hat. Wenn ich von vornherein „Esprit“ im Sinne habe, paßt mir natürlich „Geist“ oder „Witz“ nicht in den Kram, zumal wenn ich plötzlich sehe, daß ich mit der fremden Klappe zwei deutsche Fliegen auf einmal schlagen kann. Da hat dann plötzlich der vorher als

so eng gerühmte fremde Ausdruck den Vorteil der Weite! Wenn ich von dem deutschen „Wiß“ ausginge, hätte die ganze Frage gerade das umgekehrte Gesicht.

Die Verfechter des Fremdwortes haben freilich den Umstand auf ihrer Seite, daß ein deutsches Wort bekannt und eine schiefe Anwendung leicht — manchmal zu leicht — als unpassend erkannt wird, ein fremdes sich dagegen immer in einen kleinen Nebelschleier hüllt. Bei einem Fremdwort rügt man daher selten die falsche Wahl, sondern man wundert sich — mit einer gewissen Beschämung über seine mangelnde Bildung — eher über die neue Seite seiner Bedeutung und glaubt damit sein Wissen bereichert, hat auch wohl den Vorsatz, sich das für die nächste eigene Gelegenheit zu merken. Bei einem „Heizer“ weiß alle Welt, daß er eigentlich nur Feuer macht. Bei dem Wort „Chaufeur“ dagegen tappt die große Masse im Dunkeln und nimmt das neue Wort geschickt für das, was sein Träger ist. Wie kann auch der Deutsche den Führer oder Lenker eines so neuzeitlichen, nicht Feuer, sondern nur Lärm, Rauch und Gestank entwickelnden Gefährts Heizer nennen! Der Franzose darf das und wird deswegen noch bewundert.

Aber ein solcher Vergleich zweier Ausdrücke ist eigentlich überhaupt nicht am Platze. Wenn man übersetzt, hat man sich schon in eine Sackgasse verirrt; man soll die ganze Sachlage ins Auge fassen und dann frischweg von der Leber reden, wie das der gemeine Mann so häufig mit bewundernswertem Erfolg tut. Ein „Schnaufer!“ oder ein „Töff=Töff“ ist doch ein ganz anderes Geschöpf als das „Automobil“, von ganz anderem Klang, ganz anderer Anschaulichkeit und Frische!

Aber der Verkehr mit dem Ausland könnte leiden, unsere Fremden kämen in die größte Verlegenheit, wenn

ihr „Wagengestell“ oder der „Rahmen“ ihres Gefährts einmal zusammenfrachte und sie keinen „Schuppen“ fänden zum Unterstellen.

Was der Gebildete immer an das Ausland denkt, wie wenn jeder Gastwirt wäre! An seine Genossen im eigenen Volk denkt er nicht.

Und damit ist ein neuer wunder Punkt der Fremdwortsucht berührt. Der unnötig gehäufte Gebrauch der Fremdwörter spannt eine Kluft zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten und erschwert den Verkehr zwischen beiden. Wir mit unserer Sprachkenntnis können uns davon gar kein richtiges Bild machen. Höchstens wenn uns selbst einmal ein solcher Wilder aus einer abgelegenen, bisher nie betretenen Ecke begegnet, stuken auch wir. Was ist ein „Philatelist“ und „Philatelie“? Wie der Ertrinkende nach einem Strohalm greift, so denkt man in der Verlegenheit an „Philadelphia“, ohne daß einem das weiterhilft; denn die amerikanische Stadt hat mit den Briefmarken nicht mehr zu tun als jede andere diesseits und jenseits des großen Meeres, nur daß sie die erste Silbe ihres griechischen Namens („Stadt der Bruderliebe“) gemein hat mit einem altgriechischen Wort, das den „Wunsch nach Abgabefreiheit“ und nach „Ablösung dieser Abgaben“ bezeichnete (*τὸ τέλος* „Steuer, Abgabe“, *ἀτελής* „steuer-, abgabefrei“, *φιλατελής* „die Abgabefreiheit liebend, gerne die Abgaben ablösend“, *φιλατέλεια* „Liebe zur Abgabefreiheit, Philatelie“). Aber selbst bei weniger Entlegenem wie bei „Garage“ weiß man sich oft keinen richtigen Vers zu machen, trotz seiner sonstigen guten Sprachkenntnisse, oder gerade wegen ihrer; und Châssis und Carrosserie sucht ein guter Kenner des Französischen zwar an der richtigen Stelle, aber den

Unterschied der beiden wird er nicht so leicht zu deuten wissen. Und auf den Tennisausdruck *deuce* „Daus“ ist schon früher verwiesen worden (S. 47). Was wir aber hier an vereinzeltten Ausnahmen erleben, fühlt der gemeine Mann auf Schritt und Tritt, und die Beispiele von Verwechslungen, die man im Gefühl seines Besserwissens so gerne aufischt wie „imponieren“ und „importieren“, sind nur Brosamen von einem reichbesetzten Tische, auf den der gemeine Mann aus Furcht vor Bloßstellung seinen gebildeteren Nachbar nur ausnahmsweise blicken läßt, sei es im augenblicklichen Gefühl vermeintlicher Sicherheit, sei es aus kindlicher Unbefangenheit.

Der angebliche Verkehr mit dem Ausland, mit dem man seine Fremdwortliebe häufig begründet, besagt demgegenüber doch gar nichts. Er betrifft nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des ganzen Volkes, und zwar einen, dem seine sonstige Bildung das Fortkommen sowieso schon erleichtert, und er wird durch diese Angewöhnung der Fremdwörter vielleicht ebenso gehemmt als gefördert. Denn fürs erste gelten die einmal von einem Volk übernommenen Ausdrücke nur selten auch bei den andern Völkern, die jetzt oder später einmal im Vordergrund stehen; dann aber gelten sie selbst für das Ursprungsland nicht immer und ewig. Mit dem *Barbier* kommt man in Frankreich ebensowenig durch wie mit dem „Haarschneider“ — im Notfalle bietet man dem nach dem „Barbier“ verlangenden Papier an! —, und ebenso steht es mit dem *Perron* des Bahnhofs (franz. *quai*) und der *Station*, mit dem man sich nur in England überall zu rechtfinden kann, nicht mehr in Amerika (wo man diese Einrichtung *depot* nennt) und noch weniger in Frankreich, wo es nur *la gare* gibt. Eine Zusammenstellung

solcher Fälle würde manchem die Augen öffnen und deutlich erkennen lassen, daß erstens das Geltungsreich unserer jetzigen Fremdwörter gering ist, sodann daß es die Entwicklung auch mehr und mehr einengt. Denn ob der Franzose auch in hundert Jahren noch einen Chauffeur kennt, vermag niemand zu sagen, selbst wenn die Zeit an dem Beruf selbst gar nicht rüttelt. Weiß doch bei uns auch niemand mehr recht, was ein Krüger ist oder ein Ircher „Gerber“, ein Kleinschmidt (mhd. kleinsmit „Schlosser“) oder ein Kaltschmidt (mhd. kaltsmit „Kessel-, Kupferschmied“); selbst der Zuckerbäcker verschwindet ja jetzt genau so, wie sein Gegenstück schon längst verschwunden ist, der Sauerbeck, der gesäuertes Brot zu bereiten hatte.

Freilich die deutschen Ersetzungen verschiedener Fremdwörter sind nicht alle geschickt und klingen manchmal mehr als steiflein, eben weil sie übersetzt sind und den entsprechenden Begriff mit allen seinen Merkmalen erfassen wollen. Aber hier wird der viel berufene Zahn der Zeit schon von sich aus manches abbeißen, und wenn auch nicht, so fallen uns diese unbehilflichen Gesellen doch nicht lästiger als so manche unverdauliche alte Gebilde der Kanzleisprache, über die wir lächeln, und die wir doch zu verwenden verstehen wie manches andere Stück ungefügten Hausrates aus der Väterzeit. Diese schwarze Wäsche werden wir schon in unserem eigenen Hause zu waschen wissen, wenn wir nur Zeit haben und guten Willen.

Und damit kommen wir zu den Angelegenheiten der inneren Verwaltung unseres Sprachstaats überhaupt.

d) Die Zukunft der deutschen Sprache.

Der Überblick über die Geschichte der Sprachentwicklung im allgemeinen hat uns belehrt, daß mit der Lautwande-

lung auch die alten Formen mehr und mehr zerfielen, und daß neue zusammengesetzte an ihre Stelle traten. Was hatte das für eine Folge für den heutigen Bestand, und was ist von der Zukunft zu erwarten?

Beweglich tönen auch heute manchmal die Klagen über die einreißende Verrottung und Verrohung, und ich fühle zunächst genau so wie diese warnenden Stimmen. Wenn man von einer „Veranstaltung des Deutschen Kellner-Bund“ liest oder von einer Anpreisung der „Vorzüge der Maggis Würze“, dies liest vielleicht auch noch „in den Neuesten Nachrichten“ irgendeiner Stadt, so sträuben sich einem Heißblütigen und Gefühlvollen leicht die Haare über diesen Mangel an Kenntnis in den Grundregeln der deutschen Sprache, und man möchte beinahe zweifeln, ob unsere Volksschulen wirklich auf ihrer so oft gerühmten Höhe stehen, oder doch befürchten, daß ähnliche Erfahrungen mindestens einem Ausländer das Recht geben könnten zu einem Vergleich nicht zu unserem Vorteil.

Nun weiß man ja, wo die Wurzel dieser Übel liegt. Die Zeit des allgemeinen Wahlrechts hat uns auch ein allgemeines Rede- und Schreibrecht gegeben, dessen Ausübung die Bedürfnisse und Versuchungen der Zeit nur steigern müssen. Wenn jedes Kreisblatt Nachrichten aus allen Winkeln der Gegend aufsuchen muß und will, drückt es manchem Berichterstatter die Feder in die Hand, der nicht einmal in die letzte Klasse der Volksschule aufgerückt ist, und mancher muß bei einem Turn- oder Fechtschulabend eine Ansprache wagen, den der Alltag im Bann seiner Mundsprache gefangen hält. Und die markt-schreierische Lärmtrommel ruft manchen Tüncher zu Aufgaben, denen er so wenig gewachsen ist wie sein Auftraggeber, so daß er vor allem den Bindestrich zur Trennung

benutzt (zum roten Hahn) und zu Bindendes auseinanderpinselt (Ruh und Vollmilch, Herren Schwimm und Bade-Anstalt).

Umgekehrt hat aber gerade diese junge Klasse der Redner und Schriftsteller eine unbegreifliche Scheu vor allem schon Gedruckten. Ähnlich wie die mittelalterlichen Darsteller das Widersinnigste, Unmöglichste glaubten, wenn sie es nur „an einem Buche lasen“, so geht der heutige Mensch, selbst der Gebildete mit Scheu vorüber vor einer feststehenden Formel. Wenn man heute in den angesehensten Konzertsälen nur einen Abschnitt aus „Die Walküre“ spielt oder aus „Der fliegende Holländer“, so darf man sich nicht wundern über die gedruckten „Sagungen des Verein Frohsinn“, und bitteren Gefühls möchte man beinahe wetten, nun zu seinen Lebzeiten auch noch geärgert zu werden durch Fügungen wie „Der Verleger des bayrisches Vaterland“, „Leser des Schwäbischer Merkur“ oder „Führer durch Stadt Frankfurt“. Denn das alles steht im Werfall zwischen Anführungszeichen, und die wirken heute mehr als die mittelalterlichen drei Kreuze vor dem Gottseibeius. Freilich trägt die starre Rechtswissenschaft auch unbewußt und ungewollt mit ein Teil der Schuld an dieser Buchstabenverehrung, weil sie unser Volk zur Achtung erzogen hat vor dem Buchstaben des Gesetzes.

Und doch kann der Fachmann auch hier vielleicht gute Miene machen zum bösen Spiel; nicht nur, weil ihm der ewige Wechsel alles Sprachlichen etwas Vertrautes ist, oder weil er hofft, daß die Zeit die von ihr geschlagenen Wunden wieder heilt, sondern auch weil er in dieser Formlosigkeit den Keim sieht zu einem Fortschritt.

Trotz aller Verstümmelung ist unsere Sprache im Verhältnis noch unendlich reich, nicht nur an Wörtern,

sondern auch an Formen, wie am besten ein Vergleich lehrt mit dem uns so verwandten Englisch. Wir haben nicht nur den dreigeschlechtigen Artikel (der, die, das gegenüber dem einfachen the der Engländer, und dem zweigeschlechtigen le, la der Franzosen und seiner Entsprechung bei den andern Romanen), sondern im wesentlichen auch noch die vier Fallformen (der Mann, des Mannes, dem Manne, den Mann), die doppelte Abwandlung des Eigenschaftswortes (stark „guter Wein“ und schwach „der gute Wein“) und dazu noch die vielfachen Arten der Mehrzahlbildung der Hauptwörter (Tische mit Endung, Bäche mit Endung und Umlaut, Fürsten, Felder mit anderer Endung, Wälder mit einer dieser andern Endungen und Umlaut), endlich aber die vielen Schwankungen beim Zeitwort nicht nur zur Unterscheidung der Grundformen bei den starken Zeitwörtern (biete bot geboten, gebe gab gegeben), sondern auch innerhalb einer Form (wie bei gebe gibt gib, fahre fährt). Von den Schwierigkeiten der Satzbildung gar nicht zu reden, bei der die Wahl der richtigen Zeitform, und die Unterscheidung der bedingten und unbedingten Ausfagesweise (ich bin, ich sei, ich wäre) jedem von selbst einfällt.

Das alles stellt hohe Ansprüche an das Gedächtnis, nicht nur des Ausländers, sondern auch des Inländers, eine Belastung, von der man das Gehirn zugunsten anderer und vielleicht besserer Tätigkeit vielleicht frei machen könnte. Und den Ausländer schreckt sie von der Erlernung des Deutschen ab, so sehr er das auch in Wissenschaft und Handel oder beim Reisen gebrauchen könnte.

Bei diesem Berg von Einzelaufgaben begreift man es, daß er die Einzelheit der deutschen Schriftart mit in

Kauf nimmt, zumal wenn er ein gutes Auge für Schriftformen hat; denn dann prägt sich ihm der durch diese Außerlichkeit zwar noch vergrößerte, aber dadurch um so eindringlichere Unterschied vielleicht leichter ein.

Aber es wäre doch schon in mannigfacher Hinsicht angenehm und nützlich, wenn unsere Muttersprache auch draußen mehr Geltung und Wert hätte. Aber soweit man auch mit ihr kommt — und ihr Bereich geht weiter in der That, als man gemeiniglich weiß und lehrt, — man könnte mit ihr weiter kommen, wenn sie leichter wäre.

In der vorhin geschilderten und gerade von den Besten bedauerten Abschleifung liegt nun ein Anfang vor zur Vereinfachung. Nicht nur der Wessenfall kommt in der Schriftsprache zum Wanken, nachdem ihm die Mundart schon größtenteils ganz den Laufpaß gegeben hat, sondern auch die Abwandlung der Eigenschaftswörter; denn die einsetzende Vermischung der beiden Formen führt wahrscheinlich zur Vereinheitlichung, so daß nur eine Art übrig bliebe, oder zur völligen Zerstörung, so daß schließlich das Beiwort ungebeugt bliebe, wie im Englischen und Französischen; die besondere im Altdeutschen noch lebendige Form des Umstandswortes (an die noch die heutige längere Gestalt gerne, balde, lange erinnert) ist ja schon verschwunden, in merkwürdigem Gegensatz zu unseren Nachbarsprachen, die noch daran festhalten (engl. warm — warmly, franz. chaud — chaudement). In der Abwandlung des Zeitworts hat die schwache Form den starken Zeitwörtern schon viel Gelände abgewonnen; wenn also ein Schriftsteller gedenkte wagt oder scheint, zieht er des nämlichen Weges nicht nur mit der Schriftsprachlichen Entwicklung überhaupt, sondern auch mit den Mundarten, die im Norden noch mehr als im Süden solche Verstöße

heiligen. Bei der Beugung des Hauptwortes sieht man die Richtlinien weniger deutlich: der mundartlich so glücklich durchgeführten Abstoßung der Endungen (die Tisch), die auch den mehrzahligen Wemfall in ihre Bahnen reißt (mit de Tisch, bayr. mit die Rinder), setzt die Schriftsprache noch eine verwirrende Mannigfaltigkeit gegenüber, aus der sich aber — ähnlich wie im Holländischen die Endungen — der Ausgang =er zur Alleinherrschaft aufschwingen könnte, der um so mehr zu begrüßen wäre, als er ja auf dem Wege ist, sich zu einem Selbstlauter umzugestalten (S. 135). Im Satzbau hat die letzte Zeit schon mächtig in diesem Sinne vorgearbeitet oder besser gesagt, auf das gute Alte zurückgegriffen, dem die hier sich der Grenze des Menschentums einmal wieder bewußt bleibende Mundart immer angehangen hat: den Schachtelsätzen, die Kanzleisprache, Gesetzgebung, Verwaltung, vor allem auch schwerfällige Gelehrsamkeit jahrhundertlang gehegt und gepflegt hatten, unterstützt durch das irrlichternde Vorbild der fremden Sprachen, vor allem des unserem Sprachgefühl gegenüber so zopfigen Lateins, ist die letzte, natürlicher fühlende Zeit mit dem Messer zu Leibe gegangen und hat den Bandwurm zerstückelt. Sie hat die damit verknüpfte, so undeutsch verzwickte Wortstellung etwas eingereinigt, und ist damit dem Bedürfnis des Tages entgegengekommen, das besonders bei der Rede deutlich fühlbar machte, wie die alte Verschrobenheit und Verknäuelung dem Sprecher und Redner den Atem benahm und ihm den Faden aus der Hand fallen ließ: man setzt jetzt nicht nur im Nebensatz das Zeitwort vor die für den Sinn nicht unbedingt nötigen Bestimmungen (wenn er seine neue Stelle antritt in dem großen Geschäft), sondern schiebt auch im Hauptsatz und überhaupt im Satz das

Nötigste unmittelbar neben die eigentliche Zeitwortsform und vor das weniger Nötige (Ich) biete ihm an freie Wohnung und einen kleinen Gehalt). Wir nähern uns also um einige Schritte der jetzt so fest geregelten Wortstellung des Französischen und Englischen, wo im allgemeinen der Satzgegenstand vor das Zeitwort treten muß, die Ergänzung dahinter (*Le paysan bat le blé*). Diese ist zwar nicht das Ziel der Vollkommenheit, sondern nur der Gegensatz unserer alten und der aus dem Latein bekannten freien Übung, und an sich wegen ihrer Steifheit oft ähnlich nachteilig wie diese, sondern das Richtige liegt wohl auch hier in der Mitte: in einfachem Satzbau mit mäßig beweglichen Gliedern.

Nun hält man dem — zunächst mit scheinbarem Recht — vielleicht die frühere Behauptung entgegen, daß auch die Sprache nichts verloren gehen lasse, und daß dem Formenzerfall neue Formbildung entgegenarbeite. Ganz richtig: an die Stelle der Fallformen treten Vorwörter (so franz. *de* und *à*, engl. *of* und *to*), und wenn man die Vorwörter überhaupt zählt, ist die Mannigfaltigkeit hier noch größer als die nicht einmal überall vollständige Vierheit der Fallformen. Aber diese Fallformen sind doch heute da neben den Vorwörtern, ihr Wegfall also doch wohl ein Gewinn. Und ähnlich steht es beim Zeitwort mit der Ersetzung der Aussageformen durch Wörtchen wie *sicher*, natürlich auf der einen Seite und wohl, vielleicht auf der andern (*er kommt sicher* — *er kommt wohl*).

Aber — und das ist die Hauptsache — diese Nebewörtchen sind zunächst nicht so unentbehrlich wie die Biegung der Wortformen: Unterlassung dieser Biegung macht den Satz zu einem Gelali, einstweiliger Verzicht

auf die Nebenwörtchen nur schmutz- und farblos. Kurz, es scheint, wir könnten froh sein, wenn unsere Muttersprache durch weiteren natürlichen Fortschritt der bisherigen Entwicklung einfacher würde und klar, regelmäßig und faßlich, übersichtlich und klangvoll. Ich empfinde, ich wiederhole das, bei der jetzigen Mißhandlung und Verstümmelung der guten Form das gleiche Unbehagen wie alle andern; aber ich tröste mich, daß auf die Greuel der Zerstörung und Verwüstung folge neue Schönheit und Pracht, neue Blüte und Kraft, vor allem aber sieghafte Eroberung und Herrschaft, Ansehen und Macht. Dann kann sie auch im Weltverkehr noch mehr in den Vordergrund treten, und den Anspruch, eine der Weltsprachen zu sein, mit größerem Rechte erheben und behaupten.

Aber ist das nicht aussichtslos, überhaupt unmöglich? Ist einer der natürlichen Sprachen wirklich die Weltherrschaft beschieden, die Herrschaft über die ganze Welt sowohl wie über einzelne größere Teile von ihr? Kann das nicht allein eine künstliche Weltsprache leisten? Bei der Teilnahme, die Bestrebungen zur Schaffung einer künstlichen Weltsprache von jeher gefunden haben und heute noch finden, so daß man jetzt Esperanto voreilig schon verschiedentlich an der Volksschule lehrt, darf ich auch darüber meine seit langen Jahren feststehende und — ich verkünde es zum voraus — abschprechende Meinung sagen.

e) Weltsprache.

Daß die vorhandene verwirrende Fülle der Sprachen lästig und beim mündlichen wie schriftlichen Verkehr hinderlich ist, und daß vielerlei Volk mit einerlei Sprache

diesem Zustand bei weitem vorzuziehen wäre, springt in die Augen. Man hat diesen Mißstand auch schon früher empfunden, vielleicht schon in der Zeit, der die Erzählung von der babylonischen Sprachverwirrung angehört, und auch verschiedentlich abzustellen versucht. In der alten Zeit konnten wenigstens Griechisch, später — von der Aufrichtung des römischen Weltreichs bis zum Beginn der Neuzeit — Lateinisch als damalige Gemeinsprachen eines weiten Landgebiets zum Nothbehelf dienen. Als die Staaten unseres Erdteils zu immer selbständigerer Macht aufstiegen und in ihren Grenzen die eigene Landessprache zur Schriftsprache erhoben, wurde das Uebel größer und fühlbarer, obgleich bald darauf die blendende Scheingröße Ludwigs XIV. dem Französischen überall die Pforten öffnete und Französisch wieder für weite und gerade die höheren Kreise Verständigungsmittel, ja die Sprache im höheren Sinne des Wortes für alle Gebildeten wurde.

Und doch setzten schon damals Versuche ein, eine künstliche Weltsprache zu schaffen; auch Leibniz beteiligte sich an ihnen. Diese zahlreichen Schöpfungen, die von Gelehrten ausgingen und hauptsächlich auch nur die Bedürfnisse der Gelehrten im Auge hatten, mangels eines sonstigen Anlasses auch nur haben konnten, standen aber nur auf dem Papier; die stille Gelehrtenstube entließ sie nicht hinaus ins Leben.

Heute hat sich das Blatt etwas gewandt. Die Erfinder einzelner Kunstsprachen haben Anhänger um sich gesammelt, durch Vereine und Zeitschriften aneinander gefettet und durch das Schauspiel weithin verkündeter Versammlungen, auch durch Bedienung der Presse geschickt für ihre Sache geworben. Die einzelnen Namen

dieser Gründungen sind deshalb weithin bekannt, mindestens die Namen Volapük und Esperanto heute jedermann geläufig.

Der Weltsprache des badischen Priesters aus der Bodenseegegend, Schläyer, der kürzlich als müder Greis seine Augen für immer geschlossen hat, schien vor einem kurzen Menschenalter die Weltherrschaft gesichert: auch in Frankreich, wo 1889 seine Jünger aus der ganzen Welt zusammenströmten, schwärmte man für ihn, und selbst der Figaro druckte eine Speisefarte in dieser Sprache ab. Jetzt gehört diese Weltsprache trotz ihrer großen Vorzüge schon der Vergangenheit an, und Esperanto, die Erfindung des russischen, in Warschau lebenden Arztes Samenhof, ist die Lösung.

Auf den ersten Blick scheint sie mehr Glück zu haben: sie hat ihre Anhänger seit ein paar Jahren regelmäßig zu allgemeinen Versammlungen vereinigt und ihnen in Dresden einmal sogar Goethes Iphigenie auf der wirklichen Bühne in Esperanto vorgespielt.

Und doch ist die ganze Bewegung ein Kind des Augenblicks, die Leistung eines Laien, die den Aufgaben des Lebens nicht gewachsen ist, als künstliches Erzeugnis auch nicht gewachsen sein kann.

Einzelne zweckmäßige Ziele hat sich der Erfinder des Esperanto ja gesteckt, wie es auch Schläyer schon tat: Einfachheit und Regelmäßigkeit der Formen in Wort und Satz, leichte Sprechbarkeit der verwendeten Laute, Behaltbarkeit des Wortschatzes. Aber er hat sie sich nur gesteckt, nicht erreicht.

Schon als Deutscher muß man ein schweres Bedenken erheben: nicht nur alles Regelwerk, sondern noch mehr der ganze Wortschatz ruht bei den meisten dieser neueren

Schöpfungen auf romanischem Grunde. Schleyer hatte doch wenigstens auch dem Germanischen sein Recht werden lassen, und gerade der Name seiner Schöpfung „Volapük“ entstammt dem Germanischen: der Wessenfall *Vola* geht auf englisch *world* „Welt“ zurück, der Schlußteil *pük* „Sprache“ auf englisch *speak* „sprechen“. Das Esperanto, „die Sprache der Hoffnung“, nimmt diese Rücksicht schon weniger; denn es ist zu zwei Dritteln romanisch. Wenn es nur als Gemeinsprache für die romanischen Länder gedacht wäre, hätte das Sinn. Als Weltsprache zwingt es den Germanen, Slaven, Arabern, Chinesen und Japanern, und wer sich sonst noch dieser Weltsprache verschreiben will, die romanische Sprachlehre und das romanische Wörterbuch auf, also einer überwältigenden Mehrheit die Gesetze der Minderheit; natürlich nicht in böser Absicht oder mit einem den Vortheil des eigenen Volkes suchenden Hintergedanken — einem Russen liegt so etwas ferner als einem Franzosen —, sondern aus innerster Überzeugung. Und auch nicht ohne ein gewisses Recht: die romanische Sprachlehre ist eben so schon einfach, ihre Lautverhältnisse stellen an den Sprechenden keine besonderen Anforderungen, und das Ganze klingt auch recht geschmackvoll.

Im einzelnen liegen freilich doch auch hier schon bei der Lautgebung trotz der angeblich aufgewendeten Vorsicht einige Steine im Weg: die stimmhaften Laute *b, d, g* z. B. werden schon dem Süddeutschen nicht eingehen, anlautend auch nicht dem heutigen Griechen; und ob gerade in diesem Punkte immer die Gefahr vermieden ist, zwei sonst gleichlautende Wörter nur durch den Stimmtön auseinanderzuhalten, wie bei franz. *bas* — *pas*, *dent* — *temps*, müßte man genauer untersuchen. Der stimmhafte

Zischlaut, die stimmhafte Abart des sch (also ž), fällt mit ihrer Zusammensetzung dsch (dž) unter das nämliche Urteil. Doch ist gerade dieses dž ebenso wie seine stimmlose Entsprechung tsch überhaupt empfehlenswert?

Auch l und r stoßen in verschiedenen Gegenden auf Schwierigkeiten.

Jedenfalls ist schon die rein lautliche Verständigung in Wirklichkeit schwerer, als es auf dem Papier erscheint. Man denke nur an einen Ostpreußen und einen Bayern, die deutsch miteinander reden, oder einen Engländer und einen Armenier in französischer Unterhaltung; dann hat man aber nur eine leise Ahnung, wie sich die Dinge im Leben abspielen werden.

Die weitere Beurteilung hängt von dem Umfang der Zwecke ab, denen die künstliche Sprache dienen will, genau wie deren Nutzen. Soll das Kunsterzeugnis den natürlichen Sprachen völlig gleichwertig sein, soll es also dieselbe Leichtigkeit des Verkehrs, dieselbe Fülle der Möglichkeiten gewähren, oder soll es nur die wichtigsten Bedürfnisse befriedigen, die man auf der Reise oder im brieflichen Verkehr des Handels und der Wissenschaft hat?

Bleiben wir zunächst bei dem letzteren Fall stehen. Hier wäre die Aufgabe klein, aber auch der Nutzen gering. Man könnte sich leidlich durch die ganze Welt damit fort helfen, in Tokio ebenso ein Zimmer mieten und warmes Wasser zum Rasieren bestellen als in einer Dorfkneipe des Peloponnes, in Hawaii ebenso wie in Teheran oder Sansibar. Im Handel könnte man sich 1000 Saß Kaffee von Arabien verschreiben wie von Brasilien und auch Beschwerden noch regeln, wo immer sie entstehen.

Damit aber wäre ihr Ziel erschöpft. Und es fragt sich, ob ein anderer Weg dieses nicht einfacher und leichter

erreiche. Man hat schon früher z. B. an eine Ziffernsprache gedacht, in der man die verschiedenen Begriffe durch Zahlen bezeichnet, ebenso aber auch die Formen-
gruppen der Sprachlehre (Zahlform, Fall, Zeitform und Auslageweise); wenn diese Begriffe mit fortlaufenden Ordnungszahlen für jede Sprache in einem Wörterbuch vereinigt würden, könnte man die Aufforderung „Schicken Sie mir 100 Zentner Tabak bis zum 1. Juli“ mit einem Halbdutzend Zahlen durch den Draht billig nach allen Stellen der Erdkugel hinausgehen lassen, und ähnlich könnte man in jedem Gasthof seinen jeweiligen Wunsch aus der Zahl seines Wörterbuchs, für Genügsame in einem Auszug in Westentaschengröße, ablesen lassen. Wenn dieses Verfahren bei persönlichem Beisammensein auch etwas umständlich wäre, so wäre es dafür auch einfacher: es läßt den Kopf ganz außer Betracht, da man sein Wortgedächtnis greifbar in der Tasche mit sich trägt, und schon auch den Geldbeutel mehr, da ein Buch, zumal ein Weltwörterbuch, immer billiger ist als ein Aufenthalt im Ausland oder Unterricht bei einem Lehrer.

Wem diese Ausführungen zu wenig gründlich und ernsthaft vorkommen, der halte zugute, daß dieser kleine Zweck der künstlichen Sprachen nur eine Nebensache wäre, wo auch einmal Einfälle und Laune freien Paß haben dürfen.

Denn die künstlichen Sprachen haben wohl alle — begreiflicher- und anerkennenswerterweise — Höheres im Auge: sie wollen mindestens so viel leisten als die natürlichen Sprachen, die ja, wie wir jetzt wissen, an so viel angeborenen Gebrechen leiden. Gegen diesen Anspruch muß man nun aber auch stärkeres Geschütz aufahren lassen, und das steht uns — teilweise in den

früheren Darlegungen über das allgemeine, schon durch die Beschaffenheit des Menschen bedingte Wesen der Sprache — reichlich zu Gebote.

Leiten wir das Gesecht indes mit etwas Neuem ein, indem wir nur die gegenwärtige Festlegung und Einführung der Kunstsprache ins Auge fassen.

Wie sollen in ihr die einzelnen Vorstellungsgebiete bestimmt und voneinander abgegrenzt werden? Die vorhandenen Natursprachen gehen darin bekanntlich auseinander. Einzelne Begriffe, insonderheit Benennungen von sicht- und greifbaren Gegenständen, scheinen sich ja zu decken: „Kopf“, „Hand“, „Leib“, „Brot“, „Wasser“, „Haus“, ebenso Bezeichnungen von Eigenschaften wie „groß“, „blau“, „hart“, „rauh“ oder Tätigkeiten wie „essen“, „schlafen“, „gehen“. Aber es scheint nur so; sobald man auf diesem überall anscheinend so schön gleichartigen Gebiet einige Schritte vorwärts oder rückwärts tut, stolpert man über bisher übersehene Teilgrenzen. Bei dem übertragenen Gebrauch nämlich hapert es jeden Augenblick. Was dem Franzosen der „Kopf“ eines Baumes, ist uns die „Krone“; er hält jemand auch den Kopf entgegen (*il fait, tient tête à quelqu'un*), wir „bieten die Spitze“; uns kostet etwas den „Hals“, was er nur mit seinem „Kopfe bezahlt“ (*ce qu'il paye de sa tête*); und wenn wir etwas „auf den Kopf stellen“, oder vor Ärger „Kopf stehen“ oder umgekehrt nicht „auf den Kopf gefallen“ sind, so weiß wieder der Engländer mit dem zunächst gar nichts anzufangen; ebenso bläst der Engländer jemandes „Hirn“ aus, wenn wir ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Wie soll sich da das arme unverbildete Menschenkind helfen? So geht es aber mit allen Begriffen, selbst oder

richtiger gerade mit den alltäglichsten: wenn ein Engländer im Deutschen fragte „Wie tun Sie (tun)?“ versteht nur der des Englischen Mächtige das richtig im Sinn unseres „Wie geht es Ihnen“, für das der Russe wieder sagt „Wie leben Sie“. Wir wünschen uns mit den andern Völkern Westeuropas „gute“ Nacht, die Russen „ruhige“ Nacht. Und so fort.

Steine des Anstoßes sind auch die Zusammensetzungen, selbst wo sie in der allgemeinen Form einander entsprechen. Unser „Rathaus“ ist im Französischen das „Stadthaus“ (genauer *hôtel de ville*), im Englischen auch die „Stadthalle“ (*town-hall* neben *town-house*), die neuzeitliche Eisenbahn im Französischen der „Eisenweg“ (*chemin de fer*), im Englischen der „Schienenweg“ (*railway*) oder die „Schienenstraße“ (*rail-road*). Nicht selten aber verwendet die eine Sprache eine Zusammensetzung, wo sich die andere mit einem einfachen Worte behilft; so ist unser „Bahnhof“ im Französischen die „Anlege- und Ausweichstelle“ (*la gare*, von dem Zeitwort *garer*), im Englischen die „Station“ (*station*), in Amerika die Niederlassung (*depot*), im Russischen entweder das entlehnte deutsche „Bahnhof“ (*bangóf*) oder mit anderer Entlehnung die „Wirtshalle“ (*voksal*, franz. *Vaux-hall*). Dagegen ist das englische *ticket-office* im Französischen einfach das „Fensterchen, Schiebetürchen“ (*guichet*), bei uns „Schalter“. Und anstatt der Aufschrift „Handgepäck“ sucht der Engländer nach dem „Mantelzimmer“ (*cloak-room*), der Italiener nach der „Ablage“ (dem *deposito*).

Kurz, wir hätten in der Weltsprache dieselben Verhältnisse als stehend, die Studenten und andere ulkig gestimmte Gemüter künstlich und absichtlich schaffen, wenn

sie beim Vor- oder Nachtrinken einem Ausländer das ankündigen mit den Worten *je vous viens avant* und *je vous viens après*.

Wenn es aber mit den alltäglichen Bedürfnissen so übel steht, muß der freiere höhere Gebrauch und der lebendigere Flug der Gedanken sich noch mehr an Schranken stoßen. Selbst wer eine fremde Sprache leidlich handhabt, fühlt sich in ihr wie in einer Zwangsjacke, weil er sich die Abstönung der Gedanken, die Mischung von Ernst und Scherz, Spott oder Bedauern so häufig versagen muß. Witzchen, prädelnde Geschichten kann man meist nur annähernd oder gar nicht übertragen.

Wer soll in solchen Fällen, wo zwei, drei oder mehrere Sprachen auseinanderklaffen, Regel und Richtschnur geben? Bei den natürlichen Sprachen mit ihrer reichen Vergangenheit entscheidet das Sprachgefühl, der einmal festgelegte Gebrauch, wie schon Horaz richtig sagt, *usus est tyrannus*. Wer soll in diesem neuzugründenden Staatswesen der Weltsprache die Tyrannenrolle spielen und das Schiedsrichteramt übernehmen? Wenn schon überhaupt in unserem festgefügtten Staats- und Gesellschaftsleben es kein Richter jedem recht machen kann, um wie viel mehr in diesen sprachlichen Streitfragen! Selbst eine Art Haager Schiedsgerichtshof würde hier nicht aushelfen können!

Wie soll man überhaupt auch diese neue Sprache lernen? Schon die Aneignung der lebenden Sprachen ist ja eine harte Muß, an der nicht nur die Schüler zu knaden haben, sondern auch die Lehrer. Man beherrscht — wenigstens als gewöhnlicher, als Durchschnittsterblicher — eigentlich nur eine Sprache, seine Muttersprache, weil man die von Kindheit handhabt, sie sich in jahrelanger Arbeit angewöhnt hat und durch fortgesetzte

Übung gegenwärtig hält. Andere Sprachen beherrscht man zu einem verhältnismäßigen Bruchteil, dessen Größe eben durch die Dauer und Häufigkeit der darauf verwendeten Arbeit und Mühe bestimmt wird. Die an sich glückliche Forderung, die in neuerer Zeit dem fremdsprachlichen Unterricht in unseren Schulen als Lösung dient, daß man eine fremde Sprache wie seine Muttersprache lernen solle, will nur den allgemeinen Weg weisen und war ursprünglich nur gegen das alte von den klassischen Sprachen übernommene Buchverfahren gerichtet, das hin- und herübersetzte, las und schrieb, aber nie sprach. Es ist deshalb auch unrecht, wenn man von dem Unterricht der fremden Sprachen mehr verlangt, als er leisten kann. Unsere Schulen können niemals einen Zögling in den Stand setzen, daß er französisch spricht wie ein Franzose oder englisch wie ein Engländer. Und wenn sie es könnten, wenn der junge Mensch, Männlein oder Weiblein, auch eine solche Fertigkeit erworben hätte, würde sie ihm im Lauf übnungsloser Jahre wieder abhanden kommen. Von einem vor der Anstellung stehenden Assessor verlangt man nicht die Erfahrung eines alten Amtsrichters, Verwaltungsbeamten oder Rechtsanwalts, von einem klinischen Assistenten oder sich eben niederlassenden gewöhnlichen Landarzt nicht die Erfahrung eines ergrauten Medizinalrats. Wie kann da der bloße Unterricht in der Weltsprache Vollkommenes oder nur Abschließendes leisten!

Und wie soll sich ein Brauch überhaupt herausbilden? Der dies allein ermöglichende Verkehr fehlt doch ganz. Kränzchen in einzelnen Städten, Zeitschriften, Weltversammlungen sind Treibhausmittel, ohne Sonne und Licht, Wärme und Kraft.

Und wenn Tausende, Zehntausende, Hunderttausende diese Sprache auch meisterten, mit unnachahmlicher halb-göttlicher Vollkommenheit meisterten und ihr feste Bahnen gewiesen hätten, dann könnte man sie doch nicht recht an den Mann bringen. Was nützt dieses Wunder neuzeitlicher Schöpfung bei Gebirgshirten, die man nach dem Weg fragt oder um einen Trunk bittet, bei Kutschern und Fischern, denen man Leib und Leben anvertraut, ja selbst vor den Augen der hohen Obrigkeit, die nicht nur Geistesgrößen beschäftigt mit dem Reifezeugnis der höheren Schulen, sondern auch Menschen aus dem Volk, die nicht einmal den Landsmann verstehen aus einer Gegend in der Nachbarschaft! „Die Pfeife ist den Preis nicht wert“, sagte Franklin: tant de bruit pour une omelette würde der Franzose sagen, soweit er sich überhaupt ausgiebig um die Weltsprache kümmert.

Und wenn die Sprache Gemeingut aller wäre vom Gasthofleiter bis zum Schaffner und Kutscher, wenn also alle Welt nur einerlei Sprache redete, würde sie sich — und damit greifen wir schließlich auf unsere grundsätzlichen Erörterungen zurück (S. 23 ff.) — so doch nicht lange halten können. Lautwandel und Bedeutungswandel würden die Grundfesten dieser Einheit sanft unterwühlen, die Wortbildung an Scheidewege geraten, der Satzbau sich landschaftlich gliedern. Nur der Verkehr könnte diesen fressenden Rost der Zeit fernhalten, ein Verkehr, der alle Welt gleichmäßig umspannte. Und wenn dieser Verkehr noch keiner lebenden Sprache die Weltherrschaft in den Schoß geworfen hat, sollte er es dem weltsprachlichen, jetzt wenigstens noch so schwächtigen Mädchen aus der Fremde, dem aus dem Nichts hervorgelockten Schattenbild tun? Die Welt müßte sich anders drehen, wenn

plötzlich alle Erfahrungen auf diesem Gebiet sollten zuschanden werden.

Doch man meint vielleicht, wer so denke, der sehe den Wald der Zukunft nicht vor den Bäumen der vorübergehenden gegenwärtigen Schwierigkeiten! Alle, die so urteilen, — und dazu gehören die meisten eigentlichen Fachgelehrten und die namhaftesten Vertreter der Sprachwissenschaft —, bauen ihre Schlüsse auf die Kenntnis von dem Wesen nicht nur der Sprache, sondern auch des Menschen, auf die Beobachtungen, die man noch täglich macht mit der Tätigkeit und der Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes. Bis sich diese ändern, hat es noch gute Wege. Allen diesen Zweiflern wäre wohl nicht leid, wenn sie zu schwarz sähen; aber vorläufig halten sie es mit dem ungläubigen Thomas.

Wenn eine Weltsprache unentbehrlich ist, dann hat eine der schon bestehenden natürlichen Sprachen doch am ehesten ein Anrecht und Aussicht auf diese Würde. Sie hat ein anerkanntes Gesetz und einen festen Grund unter sich; mit der findet man sich schon heute überall in ihrem Heimatland zurecht und bei vielen Bewohnern des Auslands. Für eine solche Weltsprache ist also schon ein guter Anfang gemacht, ein besserer jedenfalls, als für eine der Kunstgebilde. Wenn geändert werden soll, dann arbeite man doch eher an der Vereinfachung und Vereinheitlichung einer dieser natürlichen Weltsprachen als an der Erzeugung einer neuen.

Ist aber hier überhaupt je Aussicht auf Einzigkeit und Einheit? Ist diese völlige Einheit überhaupt nötig?

Vorläufig haben wir mehrere Weltsprachen nebeneinander, teils solche, die an ein ausgedehntes zu-

sammenhängendes Staatengebilde geknüpft sind, wie Russisch und Chinesisch, teils solche, die sich über mehrere Reiche erstrecken, selbständige oder von dem Mutterland besiedelte, wie Spanisch im eigentlichen Spanien und im spanischen Süd- und Mittelamerika, Portugiesisch im eigentlichen Portugal mit seinen fernen Siedlungen und in Brasilien, endlich aber solche, wo der geistige und staatliche Einfluß über das Landgebiet eines Volkes hinausgreift, wie bei Italienisch, Französisch und Englisch. Unter diesen dreien hat Englisch natürlich die größte Zukunft, nicht nur wegen der großen Zahl der dem Mutterland unterworfenen Fremdgebiete und wegen der Ausdehnung des englischen Handels, auch wegen der bewunderns- und nachahmenswerten sprachlichen Fähigkeit des Engländers, sondern auch wegen der Unterstützung durch das sprachverwandte Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wenn Deutschland, Deutsch-Osterreich und die Deutsche Schweiz auf der Erdkugel verzettelt wären, wäre das vielleicht von Vorteil, aber nur so lange, als diese Gebiete selbständige Staaten blieben. Denn auf das Deutsch der russischen Ostseelandschaften, der Siebenbürger Sachsen, der Deutschen in Amerika ist kein Verlaß; im Lauf der Zeit, muß man fürchten, geht es uns doch verloren, und wir werden uns wie von jeher als festes Ganzes nur halten können von der March bis an die Saar, von der Mur und den Alpen bis an den Belt. Da ist die Geschlossenheit unseres Gebietes aber ein unschätzbare Gewinn, weil der Angriffsflächen nicht so viele sind wie bei mehreren Teilgebieten, freilich auch der Grenzländer, in die wir sprachlich einfallen könnten. Aber von solchen Einfällen haben wir uns jetzt nicht mehr viel zu versprechen, wenigstens im alten

Europa, eher in der fremden Ferne, im schwarzen, gelben und braunen Erdteil.

Aber auch hier ist das Englische ein gefährlicher und vor uns eingedrungener Mitbewerber. Ob wir mit dem Schritt halten, oder ihn gar überholen und zurückdrängen? Wenn der Deutsche hier so seine Ellenbogen brauchte und auch seinen Geldbeutel aufstäte wie unser Better über dem Kanal, wäre das eher ein erreichbares Ziel.

Aber sprachlich ist uns das Englische so weit voraus. Die Einsilbigkeit seiner Wörter, die Einfachheit seiner Zusammensetzung, die Dürftigkeit seiner Beugung geben ihm hier ein gewaltiges Übergewicht, gegen das wir nur die größere Leichtigkeit unserer Aussprache in die Wagschale werfen können. Aber die zieht wahrlich jenem gegenüber nicht sehr viel.

Doch wozu diese Ausdehnung? Warum so viel anscheinend von vornherein verlorene Mühe? In Europa haben wir uns daran gewöhnt, mit einem gewissen Stolze auf unsere Kenntnisse und eine dadurch sich bewährende geistige Überlegenheit jeden Ausländer in seiner eigenen Sprache zu bedienen, jedenfalls die drei, die nach ihren Leistungen in der geschichtlich verfolgbaren Vergangenheit allein mit uns um die Palme der Gesittung und des Fortschritts ringen können, Engländer, Franzosen und Italiener. Daß auch diese sprachlich scheinbar so spröden Völker die Not erfinderisch macht, zeigen die das Spanische ganz leidlich handhabenden Südfranzosen, die türkisch und arabisch Sprechenden Italiener und in Indien selbst die uns so hölzern vorkommenden Engländer, die sich hier in die verschiedensten Mundarten einarbeiten.

Bei Deutsch halten alle diese Völker diese Mühe nur für unnötig. Ihren Standpunkt in Europa würdigt man

erst in der Ferne, wenn man mit ihnen auf gleicher Stufe steht und die Eingeborenen der Fremde zu unserer eigenen Sprache zwingt. Wenn jüdische Fremdenführer, syrische Kaufleute oder Ärzte und griechische Kellner uns im nahen Osten mit Deutsch begrüßen, an den Pyramiden uns die Beduinen ihre ausbeuterischen Dienste in der jämmerlich verhunzten Sprache Goethes aufdrängen, wird man sich erst seiner Bedeutung bewußt und lernt sich als Weltmacht fühlen. Da darf doch manchmal in einem auch der Wunsch aufsteigen, nicht nur, daß es so bliebe, sondern daß es noch besser werde!

Wörter- und Sachenverzeichnis.

(ä zählt als a, ebenso ö als o und ü als u.)

I. Wörterverzeichnis.

1. Deutsch.

- Acht 125.
Adrenalin 42.
Adrenin 42.
A. E. G. 43.
Altertümer 70.
Ameise 108.
am schönsten 112.
Angst 62.
Ansichtskarte 74.
Aposteln 125.
Armchen 70.
Arme 45. 61. 70.
Armleichen 70.
Armele 124.
aufheben (den Tisch) 56.
Aufhebens (machen) 56.
aufs beste 112.
aufziehen 52.
Auge der Kartoffel 45; des Ge-
sehes 65.
Autostrop 42.
- Badfish 50.
Bahnhof 160.
balde 150.
Balbierer 33.
Barbier 145.
Baron 49.
begreifen 62.
Beichte 51.
- Bein 45; Beinert 70.
belegtes Brötchen 80.
Bemmen 80.
Berliner Blau 64.
Besen 108.
bestgehaßtest 127.
bis 108.
Bismard 24.
Bismardarchipel 64.
Blatt 63.
Blätter 71.
Boge(n) 120.
Bonne 64.
Boot 46.
Brate(n) 120.
Braut 24. 26.
Bräutigam 39.
breit 26.
Brillant 42.
Brillantol 42.
Bübcher 71.
Büberchen, -er 71.
Bube 46.
Buchstabe 52.
Busen 108.
Buße 51. 56.
Butterbrot 80.
- Chassis 47.
Chauffeur 47. 143. 146.
Chor 54.
Citlaltepetl 89.

Da 49.
 Dämpfer, einen aufsehen 56.
 dahin 49.
 daß 31.
 Delag 43.
 Demoiselle 48.
 Denkmäler 70.
 denn 92.
 deshalb 108.
 dichten 51.
 Dieb 104.
 Dietrich 24.
 Dirne 51.
 Doktor 49.
 drei 49.
 Dro(t)che 33.

Eheirung 50.
 eiserne Bande 65.
 Eier 70.
 einfältig 62.
 Eisbein 125.
 Eisenbahn 160.
 Elektrizität 64.
 Elend 51.
 elend 62.
 Eltern 53. 58.
 Erbal 42.
 Esel 65.
 etwas großes 112.
 Eulen nach Athen tragen 65.
 Ever-ready 42.

fahl 104.
 Fahrt, Fahrte 57.
 (er) fällt 73.
 Faß 108.
 Feder 51. 56.
 Fensterläden 70.
 fertig 55.
 Fe(st)stellung 33.
 Fingerhut 61.
 Fingern 124.

Fiaschener 52.
 Flegel 51.
 Fran(t)surt 33. 108.
 Frauenzimmer 50.
 Fräulein 48.
 fressen 45.
 fromm 51.
 Friedrich(s)straße 108.
 Frucht 53.
 fuhr 26.
 fürchtbar 62.
 Fürwiß 125.
 Fuß 45. 61. 65.
 Fuß(el)chen 70.

ganz 31.
 gar 51.
 gasstig „gastrisch“ 125.
 Gasolin 42.
 gedeihen 104.
 gedeihete 150.
 Gefährte 51.
 gehen 45. 104. 160.
 Geißel, Geißel 125.
 Geißter 70.
 Gemahl 104.
 ohne Genie „ungeniert“ 125.
 gerben 54.
 gern(e) 122. 150.
 gescheint 69. 73.
 Geselle 51.
 Gesinde 51.
 Gift 51. 63.
 Gitter 46.
 Gläser 70.
 Glättolin 42.
 gnädige Frau 48. 50.
 gnädiges Fräulein 48.
 Goldfeder 51.
 Goldgulden 52.
 Grab 109.
 (er) grabt 73.
 Grat 57.

- Gräte 58.
 grün 39.
 Gulden, Gùlden 52.
 Gunst 62.
 gut 26.
 gute Nacht 160.
- H**
 Haar 105.
 Haarnadel 54.
 Hag 46.
 Hahn 84.
 Hälfte 40.
 Hals 45. 61. 65.
 Hand(el)chen 70. 73.
 Handgepäck 160.
 Handvoll 49.
 Hans Wurst 64.
 Harnisch, in den H. geraten 55.
 häßlich 51.
 Haup(t)späß 25.
 Hauptstadt, -städte 57.
 Haup(t)stück 132.
 Haup(t)teil 33. 132.
 Haus 109.
 Hau(s)schlüssel 25.
 Haut 26; die H. abziehen 49.
 Heiligtume, -tümer 70.
 heiß 62.
 heißen 108.
 hell 60. 62.
 Helle „Hölle“ 125.
 Herd 59.
 Heer 50.
 Herren Schwimm und Bade-
 Anstalt 148.
 Herr Jemine 50.
 Herz; ein H. und eine Seele sein
 65.
 Herzog 51. 57.
 höchstens (höchstens) 25.
 Hochzeit 51.
 hochen 130.
 Hof 109.
- homerisch 64.
 Horn 51. 56.
 Hühner 70.
 Hunde 70. 73.
- I**
 Igeha 43.
 Ila 43.
 Ilias, eine I. von Leid 65.
 im (Bamberg) 108.
 importieren „imponieren“ 45.
 imstande 112.
 ing (Göttingen) 108.
 Ircher 146.
 Jahve, Jehova 102.
 jemand fremdes 112.
 Junge 46. 53.
 Jünger 53.
 Jungfer 48.
- K**
 Kahn 46.
 Kälber 70.
 Kaltschmidt 146.
 Kamm 45.
 Kammer 54.
 Kapelle 55. 57.
 Karrosserie 47.
 Käsebrot 80.
 Kaweko 43.
 Kiautschou 103.
 Kindscher 71.
 Kinder 70.
 Kinderchen, -er 71.
 Klein 24.
 Kleinschmidt 146.
 Klinker der Gesetzgebung 65.
 Knabe 46.
 kneifen, kneipen 58.
 Kobl 53.
 Kopf 159.
 Kopf(el)chen 70.
 Korn 53.
 Krägen 70.
 Kran 65.

frant 24.
 Kraut 53.
 kreifen 108.
 Kriegt 107.
 Krüger 146.
 Kuh 24.
 Kuh und Vollmilch 148.
 Kunde 53.
 Kumerol 42.
 Kunst 62.
 Kurof 42.

Laden, Läden 70.
 Lämmer 71.
 Länder 58. 70.
 Lampenröhre 33.
 Land 62.
 Lande, Länder 58.
 lange 150.
 Laster 63.
 laufen 24. 45. (er) läuft 73.
 Lausbub 62.
 legen 46.
 Lene, Lehne 125.
 leihen 104.
 leugnen 127.
 lieb 26. 104. 109.
 Liebesbrief 74.
 liegen 45.
 List 51. 63.
 Luder 51. 62.
 Lump(en) 57.

Mädchen 71.
 Mäderchen, -er 71.
 Mägen 70.
 Magnetnadel 54.
 Mannen 58.
 Männer 58. 70. 73.
 Marschall 51. 56. 57. 61.
 Mehl 104.
 (zum) mindesten 112.
 Minister 51.

mir 104. 105.
 Mißverständnis 50.
 Moltke 33.
 Mut 106.
 Mutters 74.
 Nachts 74.
 Nachlässe, -lasse 123.
 nächstens (nächstens) 25
 Nadel 54.
 Narr; einen Narren gefressen
 haben 56.
 Nase 45; einem die N. auf etwas
 stoßen 55.
 naß 108.
 Neffe 61.
 Nest 130.
 neun 24.
 Nişchinowgorod 90

Ober 50.
 offene Türen einrennen 65.
 operierten 53.
 orange 62.

paar 40.
 Papiergulden 52
 Pebezo 43.
 Perron 145.
 Pfahl 46.
 Phantom 105.
 Philatelie 144.
 Phonograph 106.
 Phosphor 106.
 Photograph 106.
 plagen 49.
 Popocatepetl 89.
 Posttausend 50.
 Prügelknabe 56.
 Przymysl 129.
 purpur 62.

Rader 62.
 Radet 47.

- Rat 63.
 Rathaus 160.
 Regierungsrat 74.
 Reh 105.
 Reich(s)stadt 108.
 Reichthümer 70.
 (ins) reine (schreiben) 112.
 Reiser 71.
 Rhäten 105.
 Rheims 105.
 Rhein 105.
 Rhode 105.
 Rhodus 105.
 Rhömer 105.
 riesig 49. 62.
 Rind 65. 71.
 rot 106.
 rufen 24.

 Saal 105.
 Saderlot 50.
 sanft 60.
 Sapperment 50.
 Sattel; in allen Sätteln gerecht
 sein 55.
 Sauerbeck 146.
 Schafstopf 59.
 Schalter 160.
 Scheibe 52.
 scheiden 49.
 scheint 150.
 Schelm 62.
 schenken 55.
 Schiffchen 46.
 schinden 51.
 schlafen 24.
 Schleier (der Nacht) 65.
 schleifen 58.
 schleppen 58.
 Schnauferl 143.
 Schneider 53.
 Schnur; über die Sch. hauen 56.
 schreiend 62.

 Schwanz 45.
 See 105.
 Seele 105.
 Segen 125.
 sehen 104.
 sehr 51. 62.
 Seite 54.
 serven 47.
 setzen 46.
 Sewerowostotfchnoj 90.
 sicher 63.
 Sieb 109.
 sieben 40. 104.
 siehst (siff) 25.
 Sims 108.
 sitzen 45. 61.
 spitz 101.
 Staatsrat 73.
 Stab 46.
 Stacheln 124.
 Stadt 58. 80; die St. Göttingen 93.
 Stahl 104.
 Stahlfeder 51.
 Standpunkt (Stammpunkt) 25.
 Stange 46.
 Station 145.
 Statt, Stätte 57.
 Stecken 46.
 stehen 45.
 Stein 39. 56. 70. 101.
 stellen 46.
 sterben 49.
 Stiefeln 124.
 Stock 46.
 strapazieren 33.
 Sträucher 70.
 Stricknadel 54.
 Stück 54; ein St. Brot 93.
 Stulle 80.
 Sturmbock 65.
 Stuttgart (Stuggart) 33. 108.
 jungen 121.

- Täge 70. 73.
 Taube, der, die 28.
 Tausend 49, 50.
 Telegraph 105.
 Telephon 105.
 Tenochtitlan 90.
 Tee 106.
 Thron 105. 106.
 Thronhimmel 61.
 Tier 26. 104. 105.
 Töff-Töff 143.
 Trank 51.
 trieben 104.
 Tropf(en) 57.
 Trzebinia 129.
 Tücher 70.

 umgewendeter Napoleon 33.
 um-willen 112.
 unndt 107.
 unnich 103.
 Unterhaus 54.

 Vater 24. 105; dem Vater sein
 Sut 72.
 verbieten 127.
 verflirt 50.
 vier 40. 105.
 violett 62.
 Vlies 108.
 voll 105.
 von (die Spitze v. dem Helm) 71.
 sich vorstellen 62.

 Wachstreichhölzchen 52.
 wächserne Nase 65.
 Waffe 58.
 Wagen 70.
 Wahlstatt 58.
 wahrnehmen 62.
 Wälder 70.
 Wappen 58.
 warm 62.

 wedder 58.
 wegen 112.
 Weiber 70.
 weil 92.
 weiland 125.
 Weistümer 70.
 weit 26.
 weitergehender 127.
 wenn 92.
 Werkstatt, -stätte 57. 58.
 weshalb 108.
 wider, wieder 58.
 wie geht es Ihnen? 160.
 wilderer 127.
 Windsbraut 50.
 wirken 54, 57.
 Wladiwostok 90.
 Worte, Wörter 58. 70.

 Zahl 104. 105.
 Zahn der Zeit 65.
 zart 60.
 Zaun 46.
 Zehe 125.
 zehn 25.
 zeihen 25.
 ziehen 25.
 ziemlich 51.
 Zuckerbäcker 146.
 Zügel; der Flotte die 3. schießen
 lassen 65.
 zugunsten 112.
 Zunge 61. 85.
 zwei 25. 40.

 2. Englisch.
 bean 104.
 deuce 47.
 Great Eastern 43.
 keen 104.
 K. G. 43.
 MA, MP. 43.
 night 104.

Pen and Or 43.

R. A. S. 43.

serve 47.

write 104.

3. Französisch.

(j')allerai 69.

bête 105.

bœuf 24.

cent 25.

chaîne 105.

chant 25.

cité 24.

dix 24.

eûmes, eûtes 105.

faite 104.

fête 104. 105.

fûmes, fûtes 105.

Monsieur Brebis 33.

neuf 24.

pas 64.

personne 64.

P. L. M. 43.

point 64.

poison 63.

tête 24.

4. Griechisch.

neugr. ἔχω λύσει 88.

herabl. δατώ 75.

5. Lateinisch.

Carthagine expugnata 128.

debebat 128.

II. Sachen- und Personenverzeichnis.

Achim von Arnim 5.

Akademie 124.

Altindisch 4. 5.

Altersverhältnis der Sprachen 91.

Analogie 76.

Angleichung 75.

Aristoteles 2.

Armenisch 139.

Ausdrucksbewegungen 13.

Aussprache 100.

Bequemlichkeit 33.

Bismarck 115.

Bopp, Franz 1. 5.

Brentano, Al. 5.

Chinesisch 22.

Darwin 27.

Definieren 12.

Deutsch 110.

Eigenschaftsbezeichnungen 19.

Esperanto 153. 155. 156.

Fallformen 86.

Fernwirkungen des Lautwandels
26.

Fremdwörter 138.

Frenssen 100.

Gebärden 13.

Gebärdensprache 14.

Gemeinsprache 95.

Geschichtliche Schreibung 107.

Goethe 99.

Gotisch 85.

Gottsched 99.

Grimm 1. 6. 107. 120.

Großbuchstaben 110.

Hauptmann, G. 100.

Hegel 27.

Heidelberg 80.

Hellwag 4.

Herder 4.

Herodot 1.

- Indien** 1.
Junggrammatiker 27. 76.
- Kanada** 79.
Kanzleien 98.
Kindersprache 17. 31.
Kleinbuchstaben 110.
Kombinatorischer Lautwandel 26.
Kontaktwirkung bei Lautwandel 26.
- Lateinisch** 91, 110. 126.
Lateinschrift 110. 113.
Lautgemäße Schreibung 107.
Lautgesetz 27.
Lautnachahmung 15.
Lautstolpern 25.
Lautverschiebung 25.
Luther 98.
- Marbe, R.** 73.
Matthias, Th. 122.
Mehrzahlbildung 149.
Metapher 65.
Mittelhochdeutsch 98.
Mundarten 79.
Musterausprache 109.
- Naturlaube** 14.
Neugriechisch 88. 130.
Noreen, Adolf 124.
Patentamt 42.
Plato 2.
Pfannetich 1.
Psychologie 7. 36. 60.
- Romantiker** 5.
- Sachsenhausen** 79.
Sanskrit s. Altindisch.
Sagbau 91. 92.
Schlegel, Fr. 5.
Schleier 155.
- Schriftsprache** 95.
Schulgrammatik 2.
Schwäbisch 125.
Siebenbürger Sachsen 78.
Silbenzeichen 102.
Spontaner Lautwandel 26.
Sprache und Denken 126.
Sprachmischung 34.
Sprachrichtigkeit 119.
Sprachschönheit 129.
Sporadischer Lautwandel 26.
Städte, ihr Einfluß auf die Sprachentwicklung 80.
Stieler, R. 99.
Sudermann 100.
- Teilgenetiv** 93.
Teilungsartikel 94.
Thumb, A. 73.
Triebhandlungen 13.
- Unbedingter Lautwandel** 26.
Ursprache 1.
Urwörter 20.
- Verneinung, mehrfache** 127.
Vielsprachigkeit 1.
Volapük 155. 156.
- Weltsprache** 153.
Wieland 99.
Wortarten 16.
Wortschatz, sein Umfang 45.
Wortstellung 151.
Worttrennung 88.
Wortzeichen 101.
Wundt, W. 7. 61.
Wunderhorn, des Knaben Wunderhorn 5.
Wurzeln 20.
- Zeitformen** 87.
Zimbrisch 78.

